1,70 DM / Band 28
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Brücke am Ende der Welt

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 28

Brücke am Ende der Welt

Kopf und Schultern des Mannes waren nach vorne gesunken. Sein Gesicht lag auf dem rauhen Holz der Tischplatte, das sich von seinem eigenen, schon vor Stunden eingetrockneten Blut dunkelbraun verfärbt hatte. Sein Kopf war zur Seite gefallen, so daß man den entsetzten Ausdruck in den gebrochenen Augen noch deutlich erkennen konnte; der Ausdruck eines Entsetzens, das die Grenzen des Vorstellbaren überschritten haben mußte.

Sein Mund war wie zu einem stummen Schrei geöffnet, und in seiner erstarrten rechten Hand lag noch immer das Messer, mit dem er sich selbst die Kehle durchgeschnitten hatte…

Je näher die Gefährten Necrons Drachenburg kommen, desto schrecklicher wird für Robert Craven die Gewißheit, daß der alte Hexenmeister von ihrem Nahen weiß. Denn in den Nächten suchen ihn Träume heim; böse Alpträume, die ihn fast in den Wahnsinn treiben.

Verzweifelt suchen Robert und Shadow nach einem Weg, das Unheil abzuwenden. Merkwürdig nur, daß Necron sich die Chance entgehen ließ, seinen erbittertsten Feind in diesen Träumen zu vernichten! Und daß Roberts magisches Erbe in diesen Todesvisionen vollends versagte.

Sitting Bull und Shadow scheinen die Wahrheit zu ahnen. Doch der alte Häuptling weigert sich beständig, seine Vermutungen auszusprechen. Und Shadow wird – kurz bevor sie sich Robert anvertrauen kann – von einer unsichtbaren, geheimnisvollen Macht entführt!

Und dann, als die Gefährten in die ersten Ausläufer der Mojave-Wüste eindringen, beginnt der Wahnsinn erst! Die Vorhut der Wächterindianer kehrt von ihrem Erkundungsritt nicht mehr zurück – man findet sie tot und schrecklich zugerichtet in einem Wasserloch. Noch am selben Abend wird das Lager angegriffen – von seltsam nebelhaften Hunden; Bestien, die man selbst nicht greifen kann, deren Fänge und Klauen aber real sind. Bei diesem Angriff, den Sitting Bull mit letzter Kraft abwehren kann, verlieren alle Wächterindianer bis auf Ixmal ihr Leben.

Und wieder versagen Roberts Kräfte! Nur das Eingreifen einer Totgeglaubten rettet ihn: in einem Reich zwischen den Dimensionen gefangen, nimmt Shadow Kontakt mit ihm auf.

Und dann überstürzen sich die Ereignisse: Die gefallenen Indianer erheben sich zu unheiligem, schrecklichem Leben und kreisen die Gefährten ein, ohne sie jedoch anzugreifen. Ein Riß in der Wirklichkeit entsteht über der Wüste und speit eine leblose Shadow aus. Und ein sonnenhelles, gleißendes Licht taucht die Nacht in gnadenlose Helligkeit. Ein Licht, das endlich die Wahrheit mit sich bringt!

Nicht Necron war der Urheber jener Todesvisionen, sondern Monahseetah, eine Squaw von Sitting Bulls Blut, die ihren Onkel seit einem Jahrzehnt mit ihrem Haß verfolgt. In ihrer Begleitung ist

General George Armstrong Custer, ihr Geliebter, der damals beim Little Bighorn River den Tod durch Sitting Bulls Krieger fand. Monahseetah sinnt auf Rache: der alte Häuptling soll für den Tod des Geliebten büßen. Doch Sitting Bull lenkt den Kampf in andere, psychische Bahnen, verhindert gar, daß Shadow und »Blitzhaar« gegen die Geistergestalten kämpfen. Er beweist Monahseetah die Sinnlosigkeit ihrer Rache, macht ihr klar, daß Unheil nur neues Unheil mit sich bringt. Und gibt ihr endlich den ewigen Frieden…

* * *

Reynaud de Maizieres wandte sich mit einem Ruck ab, verzog angewidert das Gesicht und schlug mit der linken Hand das Kreuzzeichen. Die Geste war nicht echt, nur ein Reflex, und das Gefühl, das sie begleiten sollte, blieb aus. Seine Augen waren kalt. Alles, was Jean Balestrano darin las, war ein mühsam unterdrückter Zorn.

»Du mußt ihm vergeben, Bruder«, sagte er.

»Vergeben?« Reynaud de Maizieres runzelte die Stirn. Der Blick, mit dem er Balestrano maß, war beinahe feindselig, und seine Lippen zuckten, als hielte er mit Mühe die Worte zurück, die ihm als Antwort richtig schienen. Aber sein Respekt vor dem Ordensleiter war größer als sein Zorn. Wenn auch nicht viel.

»Sein Geist war verwirrt«, fuhr Balestrano nach einer Pause fort. »Bruder Henri wußte nicht mehr, was er tat.«

»Er hat gesündigt!« beharrte Reynaud de Maizieres. »Das weißt du so gut wie ich, Bruder.« Seine Stimme wurde scharf; vielleicht eine Spur schärfer, als er sich dem Ordensmeister Jean Balestrano gegenüber erlauben konnte. »Das Leben ist heilig. Auch das eigene! Muß ich dich daran erinnern, daß der Herr ausdrücklich verboten hat, Hand an sich selbst zu legen?«

»Nein«, antwortete Balestrano, auch er in hörbar schärferem Ton als zuvor. »Das mußt du nicht, Bruder. So wenig, wie ich dich daran erinnern muß, warum ich dich rufen ließ.«

Reynaud de Maizieres verstand den Tadel sehr wohl. Demütig senkte er den Blick, aber das harte Glitzern in seinen Augen blieb. Balestrano konnte sich nicht erinnern, Reynaud de Maizieres jemals anders als ernst und verbissen erlebt zu haben. Er war ein Mann, dessen Gesicht

unfähig schien zu lachen. Aber er war auch einer der tapfersten und besten Männer, denen Balestrano jemals das Treuegelöbnis abgenommen hatte, auch wenn er niemals den Schritt zum Master des Templerordens tun würde.

Balestrano hatte stets bedauert, daß Reynaud de Maizieres jegliche magische Begabung so gänzlich abging. Einen Mann seiner Geradlinigkeit und Treue hätte er im inneren Zirkel des Ordens bitter nötig gebrauchen können, vor allem jetzt, wo ihre Zahl in so kurzer Zeit so drastisch geschrumpft war. Und gleichzeitig war er beinahe froh, daß es so war. Reynaud de Maizieres als Master, mit Mächten, die die Schöpfung selbst erschüttern mochten – das war ein Gedanke, der ihm einen eisigen Schauer über den Rücken jagte.

Er verscheuchte die Vorstellung. Es fruchtete nichts, über Dinge nachzudenken, die hätten sein können.

»Sein Platz muß besetzt werden«, sagte er mit einer Geste auf den Toten. »Du weißt, warum ich dich rufen ließ.«

Reynaud de Maizieres nickte. Ein sanfter Zorn glomm in seinem Blick auf. »Ja«, antwortete er. »Und es gefällt mir nicht.«

Balestrano antwortete nicht, aber sein Blick sprach Bände. Es kam selten vor, daß jemand es wagte, ihm in solcher Offenheit zu widersprechen. Trotzdem war seine Stimme sanft und freundlich wie immer, als er fragte: »Warum nicht?«

»Das weißt du genau, Bruder Jean«, fauchte Reynaud de Maizieres. »Es war Bruder Henris Aufgabe, Bruder de Laurec zu bewachen. Einen Verräter. Einen Mann, der sich Satan verschrieben und die Hand gegen seine eigenen Brüder erhoben hat. Einen Mann, der –

(Wer könnte sie vergessen – die mechanischen Mordpuppen aus Band 8: »Im Bann des Puppenmachers«)

»Der deiner Meinung nach hätte getötet werden müssen, ich weiß«, unterbrach ihn Balestrano. »Du hast es oft genug gesagt!«

»Das habe ich«, bestätigte de Maizieres wütend. »Und ich bleibe dabei!«

»Und das aus dem Munde eines Mannes, der noch vor Augenblicken sagte, das Leben sei heilig?« erwiderte Balestrano mit sanftem Spott.

Reynaud de Maizieres wischte seine Worte mit einer zornigen

Bewegung zur Seite. »Leben im Geiste des Herrn, ja!« sagte er wütend. »Sarim de Laurec hat sich von uns losgesagt und damit von Gott. Er hat versucht, dich zu töten. Er hat sich selbst zum Heiden gemacht! Du kannst nicht von mir verlangen, daß ich eine Kreatur bewache, die sich selbst und aus freien Stücken in Satans Fänge begeben hat!«

Balestranos Züge verdüsterten sich, als er das Wort Kreatur aus Reynaud de Maizieres' Mund hörte. Es war nicht das Wort allein, das ihn schaudern machte, sondern die Art, in der Reynaud es aussprach. Vielleicht war es doch gut, daß de Maizieres niemals die Macht eines Masters erringen würde, dachte der weißhaarige Führer des Templerordens.

Aber er sprach nichts von alledem aus, sondern wandte sich mit einem verzeihenden Lächeln zur Tür, öffnete sie und winkte Reynaud de Maizieres, ihm zu folgen. »Komm mit mir, Bruder«, sagte er. »Ich werde dir etwas zeigen, von dem nur sehr wenige Menschen wissen. Nicht einmal alle meine engsten Vertrauten.«

Reynaud de Maizieres runzelte die Stirn, beeilte sich aber gehorsam, Balestrano zu folgen und die Kammer zu verlassen – wenn auch nicht, ohne dem toten Templer hinter sich noch einen fast angeekelten Blick zuzuwerfen. Balestrano bemerkte ihn sehr wohl, tat aber auch diesmal so, als sehe er nichts.

Wenn dies alles hier vorüber ist, dachte er, werden wir über Bruder Reynaud reden müssen. Sein Fanatismus ist gefährlich.

Schweigend gingen sie nebeneinander her durch einen schier endlosen, nur schwach erhellten Gang; einen von zahllosen gleichförmigen Gängen, die das Pariser Templerkapitel – das gleichzeitig auch das Hauptquartier dieses geheimen Ordens darstellte – durchzogen. Wer das Gebäude von außen gesehen hätte, dem wäre nichts Außergewöhnliches daran aufgefallen; abgesehen von seiner Größe vielleicht. Es war ein riesiger Bau, reich verziert mit Stuckarbeiten und steinernen Skulpturen. Er nahm einen ganzen Häuserblock ein und war an seiner höchsten Stelle neun Stockwerke hoch.

In seinem Innern war das Hauptquartier ein Labyrinth aus buchstäblich Tausenden von Räumen und Sälen, zahllosen Gängen und Korridoren und Treppenfluchten. Und dieses Labyrinth setzte sich tief in den Erdboden hinein fort. Selbst Reynaud de Maizieres, der nicht das erstemal hier weilte, war erstaunt, wie endlos tief sich die eng gewundene steinerne Treppe in die Erde bohrte, die Jean

Balestrano ihn hinabführte. Längst hatten sie das dreifache Kellerstockwerk über sich zurückgelassen, aber noch immer folgte eine Stufe der anderen, ein Absatz dem nächsten, bis sie sich endlich in einem winzigen, halbrunden Raum mit kuppelförmiger Decke befanden, der von einer einzelnen blakenden Fackel erhellt wurde.

Die einzige Tür, die es in der winzigen Kammer gab, wurde geöffnet, kaum daß sie die letzte Stufe hinter sich gebracht hatten, und ein schweigender Mann in der weißen Uniform der Tempelherren lud sie mit einer Handbewegung ein, näherzutreten.

Reynaud de Maizieres sah sich verwirrt um. Natürlich hatte er geahnt, daß er längst nicht alle Geheimnisse des Templerordens kannte, auch wenn er sich zu einem der engsten Vertrauten Jean Balestranos zählen konnte. Aber diese finsteren Gewölbe, die von Schatten und drückender Schwüle und dem Geruch nach faulendem Wasser erfüllt waren und deren schimmelbewachsene Wände das rote Licht der Fackeln aufzusaugen schienen, erfüllten ihn mit Furcht.

Sie mußten eine halbe Meile durch den niedrigen Stollen gelaufen sein, bis Balestrano abermals stehenblieb und auf eine Tür deutete, die sein vorderes Ende abschloß. Reynaud de Maizieres fiel auf, wie überaus massiv sie war: aus oberschenkelstarken Bohlen gefertigt und mit gewaltigen Nägeln zusammengehalten, erschien sie ihm stabil genug, selbst einem Kanonenschuß zu widerstehen. Was mochte sich hinter dieser Tür verbergen?

»Ich muß dich noch einmal bitten, mit niemandem über das zu reden, was du jetzt sehen wirst, Bruder Reynaud«, sagte Balestrano ernst. In seinen Augen stand ein Ausdruck, der Reynaud de Maizieres schaudern ließ. Ohne ein Wort nickte er.

»Das, was ich dir zeigen werde, wird dich erschrecken«, fuhr Balestrano fort. »Und vielleicht wirst du an der Richtigkeit dessen zweifeln, was du erleben wirst. Doch du mußt gehorchen. Glaube mir, ich habe es mir gut überlegt, ausgerechnet dir diese Aufgabe zu übertragen, doch nach dem unerklärlichen Selbstmord Bruder Henris bist du der einzige, der die Kraft hat, sie zu bewältigen.« Er lächelte, wandte sich um und hob die Hand, und wieder wurde die Tür geöffnet, als sie darauf zutraten.

Sie wurden von einer ganzen Abteilung weißgekleideter Tempelritter erwartet. Balestrano nickte den Männern flüchtig zu, sagte jedoch kein Wort, sondern wartete nur, bis die Wächter die Tür hinter ihm und Reynaud de Maizieres wieder sorgsam verschlossen hatten, ehe er

weiterging und schließlich vor einer weiteren, sehr niedrigen Tür stehenblieb. Mit einer Handbewegung bedeutete er Reynaud de Maizieres, an seine Seite zu treten.

Der Templer gehorchte. Die Tür war nur eine von vielen, die die Wände des nach Moder und Fäulnis riechenden Ganges durchbrachen, aber im Gegensatz zu den meisten anderen stand sie nicht offen, sondern war mit einem übergroß erscheinenden Riegel verschlossen und aus den gleichen massiven Bohlen gefertigt wie die am Anfang des Ganges. In Kopfhöhe war ein schmales, zusätzlich vergittertes Fensterchen in das steinharte Holz geschnitten worden, durch das Reynaud de Maizieres jetzt blickte.

Was er sah, ließ ihn zornig die Luft einsaugen. Der Raum auf der anderen Seite der Tür war eine Zelle; ein Kerker, gerade drei mal drei Schritte groß und leer bis auf einen dreibeinigen Tisch und ein schmales, mit Stroh bedecktes Bett. In einer Ecke standen eine Wasserkanne und ein Eimer für Exkremente. Eine halb heruntergebrannte Kerze verbreitete trübes gelbes Licht.

Auf dem Bett saß Sarim de Laurec. Obwohl er den Blick abgewandt hatte und die rückwärtige Wand der Zelle anstarrte, erkannte Reynaud de Maizieres ihn sofort. Aber er schluckte die scharfe Bemerkung, die ihm auf der Zunge lag, hinunter. Balestrano hatte ihn wohl kaum hierhergeführt, nur um ihn wütend zu machen. Aufmerksam musterte er die Gestalt des ehemaligen Tempelritters. Er stand lange so da, sicher fünf Minuten, aber Sarim de Laurec rührte sich kein einziges Mal in dieser Zeit. Man mußte sogar sehr genau hinsehen, um überhaupt festzustellen, daß er atmete.

»So sitzt er immer da«, sagte Balestrano leise. »Er bewegt sich nie. Man muß ihn füttern und sauberhalten wie ein Kind.«

Reynaud de Maizieres verzog angeekelt das Gesicht. Dann fiel ihm etwas auf. »Was ist das da an seinem Kopf?« fragte er. An de Laurecs linker Schläfe war eine kleine, kaum daumennagelgroße Wunde. Ein einzelner Blutstropfen glitzerte auf seiner Haut.

»Etwas, das niemand von uns versteht, Bruder«, antwortete Balestrano. »Er hat diese Wunde, seit er hierhergebracht wurde.«

»Seit er – Reynaud de Maizieres brach erstaunt ab. »Aber das ist Monate her!« rief er ungläubig.

Balestrano nickte. »Und sie blutet noch immer. Die besten Ärzte konnten sie nicht schließen.« Er seufzte, machte eine Handbewegung,

als wolle er das Thema beiseite schieben, und deutete den Gang hinab. »Aber das ist es nicht, was ich dir zeigen wollte. Komm!«

Sie gingen weiter. Der Gang zog sich gute dreißig Schritte dahin und endete vor einer niedrigen, mit einem kompliziert aussehenden Schloß verschlossenen Tür, die Jean Balestrano mittels eines Schlüssels in der Form eines Kreuzes öffnete, den er an einer dünnen silbernen Kette um seinen Hals trug.

Reynaud de Maizieres wollte eintreten, aber der Tempelherr hielt ihn mit einer raschen Geste zurück, richtete sich auf und winkte einem der Wächter, eine Fackel zu bringen. Erst dann bückte er sich unter dem niedrigen Eingang hindurch und winkte Reynaud de Maizieres, ihm zu folgen.

Ein sonderbarer Geruch schlug dem Tempelritter entgegen, als er Balestrano folgte und sich auf der anderen Seite des niedrigen Durchganges wieder aufrichtete.

Was er sah, ließ ihn erstarren. Der Raum war groß, aber vollkommen leer.

Das hieß – er hatte keine Einrichtung, wie Reynaud de Maizieres sie gewohnt war...

Auf den steinernen Boden, der so sorgsam geglättet worden war, daß er wie ein matt gewordener Spiegel das Licht der Fackel zurückwarf, war mit blutroter Kreide ein gewaltiger, fünfzackiger Stern aufgemalt – ein Pentagramm, dachte Reynaud de Maizieres entsetzt, das Zeichen schwarzer Magie, das Symbol des Satans! Ohne daß er sich der Bewegung überhaupt bewußt geworden wäre, glitt seine Hand an die rechte Seite seines Gürtels, dort, wo das Schwert hing, wenn er sein Templergewand trug.

»Warte!« sagte Balestrano rasch. »Urteile nicht vorschnell! Ich habe dir gesagt, daß dich Schlimmes erwartet. Sieh!« Er deutete mit der Fackel auf das Pentagramm.

Mühsam kämpfte Reynaud de Maizieres den Sturm einander widerstrebender Gefühle nieder, der in seinem Inneren tobte, und beugte sich vor, wobei er allerdings peinlich genau darauf achtete, den roten Kreidestrichen des Drudenfußes nicht zu nahe zu kommen. Das Pentagramm war nicht leer. In seinem Zentrum lag ein grünflimmerndes, sonderbares Etwas, das wie unter einem unheimlichen inneren Licht zu glühen schien. Im ersten Moment erkannte Reynaud de Maizieres kaum etwas, aber seine Augen

gewöhnten sich rasch an das flackernde Licht von Balestranos Fackel.

Das grüne Etwas war ein Kristall. Ein kinderkopfgroßer Kristall von der genauen Form eines menschlichen Gehirns!

»Großer Gott!« keuchte Reynaud de Maizieres. »Was ist das?!« Es war nicht einmal das bizarre Äußere des kristallenen Gehirns, auch nicht das unheimliche, pulsierende Licht, das aus seinem Inneren drang, was ihn so über die Maßen erschreckte.

Vielmehr war es das, was er fühlte… Das grüne Kristallgehirn atmete das Böse aus.

Es war Reynaud de Maizieres unmöglich, es anders als mit diesen Worten zu beschreiben. Er spürte den Atem der Hölle, als er das Kristallgehirn anblickte. Er sah jetzt, daß es beschädigt war: Ein gezackter Riß spaltete es nahezu in zwei Hälften, und dünne Sprünge liefen wie ein Spinnennetz durch den Kristall. Aber das änderte nichts an seiner furchtbaren, höllischen Ausstrahlung.

»Was ist das?« flüsterte de Maizieres noch einmal. Er starrte Balestrano an. Seine Augen waren weit und dunkel vor Schrecken.

»Wir wissen es nicht«, antwortete Jean Balestrano leise. »Etwas Böses, Bruder Reynaud, etwas unendlich Böses. Es wurde von Wesen erschaffen, die uns so fremd sind, daß wir sie uns nicht einmal vorzustellen vermögen. Wesen, die schlimmer sind als Satan.«

»Aber was tut es hier?« keuchte Reynaud de Maizieres.

Balestrano lächelte milde, aber sein Blick blieb ernst. »Es fiel dem Orden in die Hände«, erklärte er – wobei Reynaud de Maiziere ganz genau spürte, daß dies eine höchst freie Interpretation dessen war, was wirklich geschehen sein mußte. »Wir haben lange beraten, was damit zu geschehen hat. Wir wußten die Antwort nicht. Deshalb ist es hier. Bewacht von den treuesten und tapfersten unserer Brüder. Ich meine es ernst, Bruder Reynaud, wenn ich sage, daß dieses Gebilde vielleicht die Macht in sich trägt, die Welt zu vernichten.«

»Dann müßt ihr es zerstören«, rief Reynaud de Maizieres erregt.

»Das geht nicht«, antwortete Balestrano leise. »Wir haben es versucht. Bruder Sarim de Laurec hat es versucht. Du kennst das Ergebnis.«

Reynaud de Maizieres keuchte. »Du willst sagen, daß… daß dieses Ding ihn so verändert hat?«

»Ich fürchte«, sagte Balestrano. »Und wenn es so ist, dann trifft auch mich ein Teil der Schuld an seinem Schicksal. Doch dieses Rätsel werden wir wohl niemals lösen.« Er seufzte. »Bruder Henri nahm ein schweres Los auf sich, als ich ihm die Verantwortung für dieses Werk des Teufels übertrug«, fuhr er in verändertem – aber womöglich noch ernsterem – Ton fort. »Nun wirst du es sein, der sie tragen muß. Wenn du es willst.« Er sah Reynaud de Maizieres ernst an. »Willst du das tun? Ich werde es dir nicht ankreiden, wenn du es ablehnst.«

»Ich werde gehorchen«, antwortete Reynaud de Maizieres.

Balestrano lächelte. Er wollte etwas sagen, aber er kam nicht mehr dazu.

Denn in diesem Moment drang vom Gang her ein unmenschlicher Schrei an ihre Ohren!

* * *

Der Sturm hatte eine Stunde vor Sonnenaufgang begonnen. Und ich war ziemlich sicher, daß er innerhalb der nächsten fünf Jahre nicht mehr aufhören würde.

Wenn mein Zeitgefühl nicht ebenso kaputt war wie meine Taschenuhr, die ich mir beim Sturz auf den Felsen zerschlagen hatte, mußte es fast Mittag sein, aber rings um uns herum herrschte tiefste Nacht. Der Himmel war schwarz, nur ab und zu zuckte ein greller Blitz auf und tauchte die felsige Landschaft in unheimliches, flackerndes Licht, und der Sturm erfüllte die Luft mit einem ungeheuerlichen Heulen und Brüllen, als wären sämtliche Dämonen der Hölle auf einmal auf uns losgelassen worden.

Staubfein zermahlener Sand prasselte auf den Felsen, hinter dem ich Deckung gesucht hatte, war in meinem Haar, in meiner Kleidung, in meinem Mund und meinen Augen, in meinen Ohren und meiner Nase.

Der Sturm hatte unser Lager innerhalb einer einzigen Minute so gründlich zerstört, daß selbst Dschingis Khan vor Neid erblaßt wäre, und die Überreste in einer weiteren Minute auf tausend Quadratmeilen verteilt. Und er hatte unsere Pferde samt einem Gutteil der Ausrüstung auf Nimmerwiedersehen verschluckt und die fast mannstiefe Senke, in der wir unser Lager aufgeschlagen hatten, derart mit Sand zugeschaufelt, daß wir bis an die Hälse darin versunken wären, hätten wir den Fehler begangen, uns auf den Schutz des

felsigen Randes zu verlassen.

Wieder wetterleuchtete es über uns, und wahrscheinlich erfolgte auch gleich darauf ein Donnerschlag, der aber im Heulen und Brüllen des Sturmes unterging. Immerhin sah ich in dem kurzen, weißblauen Flackern die verschwommenen Umrisse eines Menschen, der sich nur wenige Schritte neben mir in den Schutz eines Felsens duckte.

Vorsichtig erhob ich mich hinter meiner Deckung, wartete ab, bis der Sturm für einen Moment innehielt – freilich nur, um danach mit doppelter Wut wieder losheulen zu können – und sprintete los. Es waren nur wenige Schritte; nicht einmal zehn Yards. Trotzdem hätte ich es um ein Haar nicht geschafft.

Der Sturm packte mich, als ich drei Viertel der Strecke hinter mich gebracht hatte, hob mich wie ein Blatt vom Boden hoch und schleuderte mich drei, vier Yards weit durch die Luft. Wäre ich auf Felsen statt auf weichen Sand gestürzt, hätte ich mir zweifellos sämtliche Knochen im Leibe gebrochen. Aber auch so kostete es mich meine letzte Kraft, mich auf Hände und Knie hochzustemmen und in den Schutz des nächsten Felsens zu kriechen.

Der Umriß, den ich im Licht des Blitzes bemerkt hatte, war Shadow. Ihre Hand streckte sich mir entgegen, als ich auf den Felsen zurobbte, packte die meine und zog mich mit erstaunlicher Kraft in die Deckung des Steines. Ich nickte dankbar. Zum Sprechen fehlte mir der Atem. Außerdem hätte das Heulen des Sturmes ohnehin jeden Laut verschluckt.

Wir müssen hier weg, wisperte Shadows Stimme in meinen Gedanken. Der Sturm wird schlimmer.

Erschrocken sah ich auf, weniger alarmiert durch die Worte, die die El-o-hym mir telepathisch übermittelt hatte, als vielmehr durch die Tatsache, daß sie es tat. Natürlich wußte ich, daß Shadow jederzeit in der Lage war, ihre Gedanken ins Bewußtsein eines anderen Menschen zu projizieren – und unter gewissen Umständen auch die Gedanken anderer zu lesen. Aber es war eine unausgesprochene Übereinkunft zwischen uns, daß sie diese Fähigkeiten nicht benutzte, und ich glaube sogar, sie hatte ein wenig Angst davor, so, wie ich stets Hemmungen hatte, meine eigenen magischen Kräfte anzuwenden. Wenn sie es jetzt doch tat, dann nur aus dem Grund, weil wir wirklich in Gefahr waren.

Shadow sah mich an, und als ich ihrem Blick begegnete, wußte ich, daß sie auch diesen Gedanken gelesen hatte. Sie nickte.

Was wird passieren? dachte ich. Statt einer Antwort hob Shadow die Hand und deutete nach Osten, direkt in den heulenden Sandsturm hinaus. Ich folgte der Geste, aber so sehr ich mich auch anstrengte, alles was ich sah, war eine brüllende Wand aus Schwärze und apokalyptischer Bewegung.

Plötzlich griff Shadow abermals nach meiner Hand. Ihr Griff war so fest, daß ich vor Schmerz die Zähne zusammenbiß! Dann fluteten Bilder in mein Bewußtsein...

Im ersten Moment sah ich nichts außer wirbelnden Schemen. Dann erkannte ich unser Lager, die schmale, von rundgeschliffenen Findlingen gesäumte Senke an der Ostflanke des Berges, begraben unter Tonnen und Tonnen und Tonnen von Sand. Der Sturm hatte seine Kraft verzehnfacht. Felsen regneten vom Himmel, und wo der Sand gegen den Stein gepeitscht wurde, schlugen Funken aus dem Fels. Ein totes Pferd flog wie ein Geschoß heran und prallte gegen die Flanke des Berges.

Wann? dachte ich entsetzt.

In wenigen Minuten, antwortete Shadow. Was wir bisher erlebt haben, war nur das Vorspiel. Der wirkliche Sturm beginnt erst.

Sie ließ meine Hand los, und die schrecklichen Bilder verblaßten und machten einer kaum weniger erschreckenden Wirklichkeit Platz. Die schwarze Wand war nähergekommen. An ihrem Fuß war eine vage, mahlende Bewegung, als würde der Wüstenboden selbst dort in die Höhe gerissen und zu Staub zermahlen. Wahrscheinlich war es so.

Wo sind die anderen?

Shadow hob die Hand und deutete auf den Berg hinter uns. Seine Flanke ragte annähernd lotrecht über uns in die Höhe, aber alles, was mehr als acht oder zehn Yards entfernt war, verlor sich in tobender Bewegung und irrsinnig tanzenden Sandschwaden.

Ixmal hat eine Höhle entdeckt, antwortete Shadow. Sie sind alle auf dem Weg dorthin.

Ist sie sicher? fragte ich. Die Bilder, die ich durch Shadows Augen gesehen hatte, drohten mich wieder einzuholen. Mühsam schüttelte ich sie ab.

Das wird sich herausstellen, antwortete Shadow lakonisch. Komm jetzt. Ohne meine Antwort abzuwarten, sprang sie auf die Füße, fuhr

herum und zerrte mich einfach hinter sich her.

Während der ersten paar Dutzend Schritte war es beinahe einfach, denn der Sturm schob uns geradewegs vor sich her, so daß wir nicht einmal hätten stehenbleiben können, wenn wir es gewollt hätten. Die zweite Hälfte des Weges wurde zu einem Spießrutenlaufen durch die Hölle. Der schwarze Granit des Berges tauchte so unvermittelt vor uns auf, daß selbst Shadows übermenschlich schnelle Reaktionen nicht mehr ausreichten, das Unglück zu verhindern. Sie versuchte stehenzubleiben, aber als hätte der Sturm nur auf diesen Augenblick gewartet, fauchte in diesem Moment eine brüllende Bö heran, riß sie von den Füßen und nach vorne und schmetterte sie gegen den Berg. Wäre sie ein Mensch gewesen, hätte der Anprall sie getötet. Aber auch so verzerrte sich ihr Gesicht vor Schmerz. Mit haltlos rudernden Armen brach sie zusammen, hob schützend die Hände vor das Gesicht und keuchte gleich darauf ein zweitesmal vor Schmerz, als die nächste Bö auch mich ergriff und gegen sie schleuderte.

Benommen stemmte ich mich in die Höhe, sah ein braunschwarzes Etwas auf mich zurasen und drehte hastig den Kopf, ehe der Sand, den die Sturmbö heranschleuderte, mir das Gesicht wegschmirgeln konnte. Mit aller Kraft stemmte ich mich in den Boden und versuchte, irgendwo Halt zu finden.

Trotzdem wurde ich in die Höhe und gegen den Fels geschleudert, daß mir die Luft wegblieb. Ich fiel, rollte instinktiv herum und barg den Kopf zwischen den Armen. Sand war in meinem Mund und meiner Nase. Meine Kehle brannte, als hätte ich gemahlenes Glas eingeatmet. Ich konnte nichts mehr sehen.

Das Heulen des Sturmes steigerte sich zu einem unbeschreiblichen Crescendo. Blutige Kreise tanzten vor meinen Augen. Mein Herz raste zum Zerspringen.

Plötzlich fühlte ich mich gepackt und in die Höhe gerissen, diesmal aber nicht vom Sturm, sondern von harten menschlichen Händen. Mühsam öffnete ich die Augen und erkannte ein verschwommenes, auf und ab hüpfendes Oval, das erst nach Sekunden zu einem scharfgeschnittenen Indianergesicht wurde.

Mit einem Ruck zerrte mich Ixmal vollends auf die Füße, stieß mich grob herum und gestikulierte wild in Richtung des Berges. Seine Lippen formten Worte, die vom Sturm davongerissen wurden, ehe sie mein Ohr erreichten. Aber ich begriff auch so, was er meinte, und nickte.

Der Sturm steigerte sich zu unbeschreiblicher Wut, während ich hinter Ixmal um den Berg herumtaumelte. Funken stoben aus dem Fels. Kopfgroße Steine regneten auf uns herab und zerbarsten rings um uns, und plötzlich hob sich dicht vor meinen Füßen der Boden und zerriß zu einem halbmeterbreiten, gezackten Schlund.

Ixmal setzte mit einer eleganten Bewegung über den Spalt hinweg und stürmte weiter. Ich mußte ihm folgen, ob ich wollte oder nicht.

Kurz bevor wir die Höhle erreichten, drehte ich mich im Laufen um und blickte in den Sturm zurück. Wo war Shadow?

Aber ich sah weder die El-o-hym noch die Felsen, hinter denen wir Deckung gesucht hatten.

Unser Lager, Shadow, die Mojave-Wüste, der Himmel – alles war verschwunden. Statt dessen brodelte dort etwas Gigantisches, Schwarzes, das rasend schnell herankam, Sand und Steine und mannsgroße Felsen wie dürres Laub in die Höhe reißend und zermalmend.

Ich ließ Ixmals Hand los und rannte so schnell ich konnte.

Hinter uns heulte der Urgroßvater aller Stürme heran.

* * *

Reynaud de Maizieres sah die Schwertklinge heransausen, duckte sich instinktiv darunter hinweg und schlug dem Mann die geballten Fäuste in den Leib, ohne auch nur zu denken. Der Templer krümmte sich mit einem keuchenden Laut, taumelte zurück und fiel mit schmerzverzerrtem Gesicht auf die Knie, aber sofort war ein zweiter Mann zur Stelle, drosch mit dem Schwert nach Reynauds Kopf und versuchte gleichzeitig, ihm die Beine unter dem Leib wegzutreten.

De Maizieres fing den Schwertarm des Mannes mit dem Unterarm ab, packte blitzschnell sein Handgelenk und verdrehte es mit einem kurzen, harten Ruck. Der Krieger ließ seine Klinge fahren und fiel schreiend zu Boden, aber Reynaud de Maizieres beachtete ihn gar nicht mehr. Blitzschnell hob er das Schwert auf, packte die Klinge mit beiden Händen und führte einen gewaltigen Rundschlag.

Er traf niemanden, aber die drei Templer, die ihren beiden Kameraden zu Hilfe hatten eilen wollen, brachten sich mit schnellen Sprüngen in

Sicherheit, und für einen Moment hatte de Maizieres Luft. Hastig wich er zurück, hob auch die Waffe des zweiten Tempelritters auf und warf sie Jean Balestrano zu, der das Schwert geschickt auffing und mit gespreizten Beinen festen Stand suchte.

Erst jetzt kam Reynaud de Maizieres der furchtbare Anblick richtig zu Bewußtsein, den der Gang vor ihm bot. Von den anderthalb Dutzend Kriegern, die sie bei ihrer Ankunft hier unten erwartet hatten, lebte noch gut die Hälfte – und diese Krieger waren dabei, sich gegenseitig umzubringen!

Aber Reynaud de Maizieres blieb nicht einmal Zeit, sich nach dem Warum dieses schrecklichen Geschehens zu fragen, denn schon wurden er und Balestrano erneut angegriffen, diesmal von gleich vier Männern, die offensichtlich aus dem Schicksal ihrer beiden Vorgänger gelernt hatten, denn sie versuchten nicht mehr, den Tempelherren im ersten Ansturm zu überwältigen, sondern umkreisten ihn in respektvollem Abstand und suchten nach einer Lücke in seiner Deckung.

Reynaud de Maizieres musterte die Angreifer kalt. Er hatte keine Angst; die hatte er niemals, wenn er kämpfte, selbst gegen einen so übermächtigen Gegner wie jetzt. Außerdem war er ziemlich sicher, es selbst mit diesen vier Männern zugleich aufnehmen zu können. Nicht umsonst galt er als einer der gefährlichsten Männer, die jemals das weiße Gewand der Tempelherren angezogen hatten.

Was ihn vielmehr entsetzte, war die Tatsache, daß die Männer ihn und Balestrano angriffen. Jean Balestrano war das Oberhaupt des Templerordens, und diese Krieger waren einzeln und sorgsam ausgewählt worden. Ein Verrat auch nur eines einzigen dieser Elitemänner war undenkbar! Und jetzt war gleich die Hälfte von ihnen zu Verrätern geworden.

»Brüder!« rief Balestrano. »Besinnt euch! Ihr wißt nicht, was ihr tut!«

Die Antwort eines der Angreifer bestand in einem irren Lachen und einem Schwerthieb nach Balestranos Hals, der den alten Mann mit Sicherheit getötet hätte, hätte sich Reynaud de Maizieres nicht gedankenschnell dazwischengeworfen und den Hieb mit seiner eigenen Klinge aufgefangen.

Auf diesen Moment hatten die drei anderen nur gewartet. Gleichzeitig rissen sie ihre Schwerter hoch und drangen auf Reynaud de Maizieres ein. Reynaud fing einen der Hiebe mit seiner eigenen Klinge auf,

blockte den Waffenarm eines zweiten Mannes mit der bloßen Hand ab und spürte einen furchtbaren Schmerz an der Seite, als die Klinge des dritten über seine Rippen schrammte und eine blutige Furche in seine Haut grub.

Das schien die letzte Barriere zu brechen. Reynaud de Maizieres wurde zum Berserker. Seine Klinge zischte wie ein silberner Blitz durch die Luft und fällte die drei Männer mit einem einzigen, unglaublich kraftvollen Hieb. Den vierten Angreifer richtete Jean Balestrano selbst.

Aber es war nur eine kurze Atempause, die den beiden Tempelherren vergönnt war. Der Kampf vor ihnen näherte sich rasch seinem Ende. Die wenigen Templer, die nicht dem Wahnsinn verfallen waren, wurden einer nach dem anderen niedergemacht, und schon nach Augenblicken sahen sich Balestrano und Reynaud de Maizieres abermals einer erdrückenden Übermacht von Gegnern gegenüber.

»Ich flehe euch an, Brüder, besinnt euch!« rief Balestrano. Seine Stimme zitterte, und seine Augen waren weit vor Furcht. Aber Reynaud de Maizieres begriff rasch, daß es nicht die Angst vor dem Tode war; die kannte Jean Balestrano so wenig wie er, wußten sie doch beide, daß nach dem Ende ihrer körperlichen Existenz nur der Übergang in eine andere und weit bessere Welt folgen würde.

Nein, was das Oberhaupt des Templerordens schier zur Verzweiflung trieb, war das unglaubliche Geschehen selbst. Noch vor Minuten hätte jeder dieser Männer mit Freuden sein Leben gegeben, um Jean Balestrano zu schützen. Jetzt hatten sie sich in gnadenlose Killer verwandelt!

Die sieben übriggebliebenen Männer – drei von ihnen waren schwer verwundet, wie Reynaud mit einem raschen Blick feststellte – rückten nun in breiter Front gegen ihn und Balestrano vor. Reynaud de Maizieres fuhr sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen. In der Enge des Stollens war ein Ausweichen so gut wie unmöglich. Seine Beweglichkeit, die einen Gutteil seiner Überlegenheit im Kampf ausmachte, würde ihm hier nicht mehr viel nutzen.

Noch einmal versuchte Balestrano, die wahnsinnig gewordenen Templer zur Vernunft zu bringen. »Beruhigt euch, Brüder!« rief er. »Was immer geschehen sein mag, wir können darüber reden!«

Einer der Männer lachte häßlich und täuschte einen Angriff vor, zog sich aber hastig zurück, als Reynaud de Maizieres mit dem Schwert

nach ihm schlug.

Ganz langsam rückte die Reihe der sieben Angreifer vor. Und im gleichen Maße wichen Reynaud de Maizieres und Jean Balestrano zurück. De Maizieres machte sich keine Illusionen mehr. Sie waren in die Enge getrieben, und sie standen Männern gegenüber, denen es offensichtlich vollkommen gleichgültig war, was mit ihnen geschah. Selbst wenn es ihm gelang, die meisten oder gar alle der Angreifer zu töten, würden sie gemeinsam sterben. Ein Mann, der keine Rücksicht mehr auf sein eigenes Leben nimmt, ist ein fast unschlagbarer Gegner.

Schließlich waren sie bis an die rückwärtige Wand zurückgetrieben. Reynaud de Maizieres hieß Balestrano mit einer Kopfbewegung hinter ihn zu treten, nahm mit gespreizten Beinen vor dem greisen Tempelherren Aufstellung und packte sein Schwert mit beiden Händen. Aber der Angriff, auf den er wartete, kam nicht.

Die Reihe der sieben Tempelritter rückte weiter vor, blieb aber dann plötzlich wie auf ein geheimes Kommando hin stehen, wenngleich mit stoßbereit erhobenen Klingen, so daß Reynaud es nicht wagte, auch nur einen Schritt zu tun.

Und dann, wie aus dem Nichts, erschien eine weitere Gestalt hinter den Tempelrittern.

Der Mann war groß, relativ schlank und hatte dunkles Haar, dazu einen dunklen, sehr sorgfältig ausrasierten Bart, der ihn älter erscheinen ließ, als er sein mochte. Er war eine Spur zu elegant gekleidet, um auf einer normal belebten Straße nicht aufzufallen. In der rechten Hand trug er einen Spazierstock mit einem übergroßen, leicht gelblich schimmernden Knauf aus einem sonderbaren Kristall, in den ein dunkles Etwas eingeschlossen war. Das Sonderbarste aber war sein Haar, denn über seinem linken Auge beginnend zog sich eine schlohweiße, blitzförmig gezackte Strähne bis weit über seinen Scheitel hin.

Der Mann war Reynaud de Maizieres vollkommen unbekannt, aber Jean Balestrano stöhnte bei seinem Anblick erschrocken auf. »Sie?« keuchte er.

Der Mann mit der gezackten Haarsträhne lachte leise, machte eine Bewegung mit der Linken und scheuchte so die Templer beiseite, die Balestrano und Reynaud de Maizieres noch immer in Schach hielten. Er kam näher. Daß er dabei in die Reichweite von de Maizieres’ Schwert geriet, schien ihn nicht zu stören. Ein böses, heimtückisches

Funkeln erschien in seinen dunklen Augen.

Reynaud de Maizieres drehte sich halb herum und sah Balestrano an. »Du kennst diesen Mann, Bruder Jean?« fragte er.

Balestrano antwortete nicht. Statt dessen lachte der unheimliche Fremde erneut, hob seinen Spazierstock und tippte Reynaud de Maizieres mit seinem Ende vor die Brust. Reynaud mußte sich zurückhalten, um nicht mit dem Schwert zuzuschlagen.

»Sie!« keuchte Balestrano noch einmal. »So... so halten Sie also Ihr Wort.«

»Mein Wort?« Der Mann mit der weißen Strähne lachte böse. »Aber, aber, Bruder Jean. Welches Wort? Als wir uns das letztemal sahen, habe ich Ihnen das Versprechen abgenommen, mich und meine Freunde in Ruhe zu lassen, nicht wahr? Davon, daß es auch umgekehrt so ist, war niemals die Rede.«

Balestrano sog zornig die Luft ein. »Was hat das zu bedeuten?« fragte er mit einer Geste in den Gang. »Warum bringen Sie meine Leute dazu, sich gegenseitig zu töten?«

»Nur die, die sich meinem geistigen Einfluß widersetzten«, sagte der Fremde lakonisch.

Balestranos Gesicht verhärtete sich.

»Sie beginnen einen Krieg, Craven«, sagte er. »Das ist Ihnen klar. Sie können mich töten, und Bruder Reynaud hier auch, aber wir sind ersetzbar. Nach uns werden andere kommen, die den Kampf fortsetzen. Sie werden für das bezahlen, was hier geschehen ist.«

Craven lachte. »Aber nicht doch. Ich habe nicht vor, Ihnen oder Ihrem Begleiter ein Haar zu krümmen. Geben Sie mir, was ich haben will, und Sie werden mich niemals wiedersehen.« Er hob den Spazierstock und deutete damit auf die niedrige Tür, vor der Balestrano und Reynaud de Maizieres Aufstellung genommen hatten.

Balestrano erbleichte. »Das Gehirn?« keuchte er.

Craven nickte. »Das Gehirn«, bestätigte er. »Sie haben die Wahl, Bruder Jean. Sie können es mir freiwillig ausliefern und leben, oder ich töte Sie und nehme es mir.«

»Niemals!« keuchte Balestrano.

»Wie du willst, alter Narr«, sagte Craven. Mit einem Male klang seine Stimme hart, kaum mehr menschlich, sondern fast wie die einer Maschine. »Dann eben anders.«

Reynaud de Maizieres spannte sich, auf einen Angriff der sieben Templer gefaßt. Aber statt dessen traten die Männer auf einen Wink Cravens hin einen Schritt zurück. Der Mann mit der weißen Haarsträhne hob seinen Spazierstock. Etwas klickte, und plötzlich glitt eine dünne, rasiermesserscharf geschliffene Klinge aus dem hölzernen Schaft, der in Wahrheit nichts anderes als ein Stockdegen war.

Reynaud de Maizieres blickte fast verblüfft auf die zerbrechliche Klinge, dann auf das wuchtige Breitschwert in seinen eigenen Händen. War dieser Craven verrückt geworden? Ein einziger Hieb seines Breitschwertes mußte seine Spielzeugwaffe wie einen Zahnstocher zerspringen lassen!

Der Tempelherr knurrte siegesgewiß, ließ seine Klinge pfeifen und drang mit einem gellenden Kampfschrei auf Craven ein. Aber der Mann mit der weißen Haarsträhne sprang mit einem behenden Satz zur Seite, stieß mit einer unglaublich raschen Bewegung nach Reynaud de Maizieres' Waffenhand und fügte ihm einen zwar ungefährlichen, aber heftig blutenden Stich im Handgelenk zu.

»Gib acht, Bruder Reynaud«, sagte Balestrano. »Er ist ein Magier!«

Craven lachte schrill, als er diese Worte hörte. Ein häßliches, unbeschreiblich höhnisches Lächeln verzerrte seine Lippen, und in seinen Augen loderte ein fast wahnsinniges Feuer. Immer schneller und schneller zuckte seine Klinge nach Reynaud de Maizieres' Gesicht und Kopf, und immer schwerer fiel es dem Templer, dem tödlichen Stahl auszuweichen. Er schwang sein eigenes Schwert mit beiden Händen und versuchte, die zerbrechliche Klinge Cravens zu treffen, aber der Fremde kämpfte mit einer Schnelligkeit und Eleganz, wie sie Reynaud de Maizieres noch niemals zuvor im Leben erlebt hatte.

Ohne daß er es selbst bemerkt hatte, mußte er Craven doch getroffen haben, denn auf seinem Gesicht war plötzlich Blut, und Reynaud sah, daß er eine winzige, aber sehr tiefe Wunde auf der linken Schläfe hatte. Der Anblick erinnerte ihn an irgend etwas, aber Craven gab ihm keine Zeit, seine Gedanken zu ordnen.

Abermals griff er an – und diesmal so schnell, daß Reynaud de Maizieres' Reaktion nicht mehr rasch genug kam. Seine Klinge kreiselte in einer eigentlich unmöglichen Bewegung um die de

Maizieres' herum und traf seine Waffenhand. Mit einem Schmerzensschrei ließ Reynaud de Maizieres seine Klinge fallen, fiel auf die Knie und preßte die verwundete Hand gegen den Leib. Das also ist das Ende, dachte er, matt und ohne jede Furcht oder Bitterkeit.

Aber Craven tötete ihn nicht. Statt dessen lachte er abermals sein schrilles, höhnisches Lachen, stieß die Klinge in ihre hölzerne Umhüllung zurück – und schlug Jean Balestrano den kristallenen Knauf des Stockes gegen den Schädel.

Ohne einen Laut ging der Oberherr des Templerordens zu Boden.

Craven fuhr herum, hob seinen Stock und ließ den Knauf auf Reynaud de Maizieres' Schläfe niederkrachen.

Das letzte, was der französische Tempelherr sah, war das Gesicht Robert Cravens, zu einem hämischen Lachen verzerrt. Und dann, eine halbe Sekunde, ehe ihn barmherzige Dunkelheit umfing, die weit offenstehende Tür von Sarim de Laurecs Zelle. Sie war leer.

* * *

Die Höhle war im Grunde keine Höhle, sondern nur ein Riß im Fels, so schmal, daß wir hintereinander stehen mußten, aber durch eine Laune der Natur war der Berg so geborsten, daß wenige Schritte hinter dem Eingang des Hohlraumes ein Knick um neunzig Grad entstanden war; die Wut des Sturmes reichte nicht aus, diese Biegung mitzumachen, und so standen wir zwar wie die Ölsardinen hintereinander, waren aber wenigstens aus dem tosenden Weltuntergang heraus. Ich konnte sogar atmen, ohne jedesmal ein Pfund Sand zu schlucken.

Eine Unterhaltung hingegen war nicht möglich. Der Sturm steigerte sich zu dem apokalyptischen Inferno, das mir Shadow gezeigt hatte, und sein Brüllen wuchs derart an, daß wir uns selbst hier drinnen die Ohren zuhalten mußten.

Länger als eine Stunde standen wir so da, in einer äußerst unbequemen, aber sicheren Stellung, bis das Lärmen und Tosen allmählich abnahm und schließlich ganz verstummte. Ixmal, der als letzter die Höhle betreten hatte, erbot sich, hinauszugehen und nach dem Rechten zu sehen – was blieb ihm auch anderes übrig? Er mußte ohnehin zuerst aus dem Berg kriechen, denn der Spalt war zu schmal, als daß ich oder einer der anderen uns an ihm hätten vorbeischieben

können.

Ixmal blieb länger weg, als mir lieb war. Wahrscheinlich war es nicht sehr viel mehr als eine Minute, aber ich litt Höllenqualen während dieser Zeit. Schließlich kam der junge Indianer zurück und verkündete, daß der Sturm vorbei und alles in Ordnung sei. Sein Gesicht war sonderbar ausdruckslos bei diesen Worten.

Als ich auf Händen und Knien aus dem Berg kroch, verstand ich auch, warum.

So warnungslos, wie er aufgekommen war, war der Sturm weitergezogen, um anderswo weiterzutoben; vielleicht hatte er sich in seiner Wut auch selbst aufgezehrt. Aber der felsige Hang, an dem wir am Abend zuvor unser Lager aufgeschlagen hatten, hatte sich vollkommen verändert.

Um mit dem Schlimmsten zu beginnen – unser Lager war fort.

Nicht etwa zerstört oder verwüstet oder vom Sand zugeschüttet, sondern weg.

Wo der flache Felskrater gewesen war, erstreckte sich eine ebene, leicht geriffelte Sandmasse. Unsere Zelte waren verschwunden, genauso wie die Pferde.

Aber auch die Landschaft, die sich dahinter erstreckte, hatte sich auf erschreckende Weise verändert. Am Abend zuvor, als wir im letzten Licht der brennenden Wüstensonne unser Lager aufgeschlagen hatten, hatte sich das Schatten-und Felslabyrinth einer Steinwüste dort erstreckt, bis es am Horizont mit dem Abendhimmel verschmolz.

Jetzt sah ich nur noch Sand. Sand, soviel ich wollte.

»Gütiger Gott!« flüsterte Postlethwaite neben mir. »Was ist da passiert?«

Ich sah ihn an. Sein Gesicht war totenbleich. Er sah aus wie ein Mann, der gerade den Beweis dafür bekommen hat, daß es den Weihnachtsmann doch gibt.

»Nichts Außergewöhnliches, Lance«, sagte Buffalo Bill, der in diesem Moment hinter ihm aus dem Felsspalt gekrochen kam, sich schnaubend in die Höhe stemmte und ebenso zornig wie vergeblich versuchte, den Sand aus seinen Kleidern und dem Haar zu bekommen.

»Nichts Außergewöhnliches!« wiederholte Postlethwaite mit überschnappender Stimme. »Wir verlieren unsere gesamte Ausrüstung, unser Wasser, die Tiere und unsere Karten, und das ist nichts Außergewöhnliches?!«

»Hier nicht«, bestätigte Cody, in einem Ton, der beinahe gelangweilt klang. In seinen Augen blitzte es auf, als er sich von Postlethwaite abwandte und mich ansah. »Ich habe dich gewarnt, hierherzukommen«, sagte er. »Das war nur ein Vorgeschmack: Solche Sandstürme kommen hier alle Nase lang vor.«

»Nun«, wandte Annie ein, »solche Sandstürme vielleicht nicht, aber –

»Papperlapapp«, unterbrach sie Buffalo Bill verärgert. »Ob so einer oder nur halb so schlimm, spielt ja wohl keine Rolle. Auf jeden Fall ist das das Ende unserer kleinen Expedition.«

»Aber –

Cody schnitt mir mit einer bestimmten Geste das Wort ab, als ich widersprechen wollte. »Zum Teufel, ich weiß, was du sagen willst. Aber so, wie die Sache im Moment aussieht, ist es Selbstmord, auch nur noch einen Schritt weiterzugehen. Lance hat recht – wir haben keine Ausrüstung mehr, keine Pferde, keinen einzigen Schluck Wasser. Und diese Drachenburg kann hundert Meilen entfernt sein. Oder tausend.«

Einen Moment lang starrte ich ihn wütend an. Aber dann schluckte ich die scharfe Antwort, die mir auf den Lippen lag, herunter, wandte mich mit einem Ruck ab und starrte nach Westen.

Das Schlimme war ja, daß Cody recht hatte. Und daß mir kein einziges auch noch so dünnes Argument einfiel, mit dem ich ihm widersprechen konnte. Die auf so bizarre Weise veränderte Wüste erstreckte sich vor mir so weit ich blicken konnte, und wahrscheinlich noch ein gehöriges Stück darüber hinaus. Selbst wenn ich die genaue Lage der Drachenburg gekannt hätte, wäre es aussichtslos gewesen, weitergehen zu wollen.

»Okay«, sagte Cody, als klar wurde, daß ich nicht mehr antworten würde. »Sehen wir, ob wir noch ein paar klägliche Überreste unserer Sachen finden. Und danach machen wir uns auf den Rückweg. Dreißig Meilen zu Fuß und ohne Wasser sind alles andere als ein Spaziergang.«

Ich schenkte ihm einen wütenden Blick, fuhr herum und stapfte durch

den lockeren Sand zu einem Felsen, auf den ich mich setzen konnte.

Es war zum Verzweifeln! Alles hatte so gut begonnen, trotz aller Schwierigkeiten! Nachdem es gelungen war, Monahseetas Fluch von Sitting Bull zu nehmen, hatte die Drachenburg meines Lieblingsfeindes Necron scheinbar zum Greifen nahe vor uns gelegen!

Dreißig Meilen tief waren wir in diese verdammte Wüste vorgedrungen, geführt von Shadow, die mit ihren magischen Sinnen die genaue Position der Drachenburg zwar nicht erspüren, uns aber immerhin die Richtung weisen konnte, in der wir zu suchen hatten. Noch einen Tag, vielleicht zwei, und ich hätte Necron einen Überraschungsbesuch abstatten können, den er niemals vergessen würde.

Für wenige Stunden hatte ich sogar echte Hoffnung geschöpft. Eine El-o-hym, ich selbst und Sitting Bull, von dem ich jetzt wußte, daß er ein Magier wie ich war, nur ungleich mächtiger – wir zusammen hätten vielleicht sogar eine realistische Chance gehabt, Necron zu überwinden. Oder ihn wenigstens so lange hinzuhalten, bis ich Priscylla befreit hatte. Zum erstenmal, seit ich diesen fast aussichtslosen Kampf aufgenommen hatte, waren die Karten zu meinen Gunsten verteilt gewesen.

Und dies alles war zunichte gemacht worden von etwas so Banalem wie einem Sandsturm! Ich hätte schreien können vor Wut.

Ich hörte Schritte, sah auf und erkannte Shadow, die es wie ich vorgezogen hatte, sich nicht an der aussichtslosen Sandbuddelei der anderen zu beteiligen, sondern die Kräfte lieber für den Rückweg aufzusparen. Sie lächelte, aber es wirkte sehr traurig. Ohne ein Wort ging sie vor mir in die Hocke, streckte die Hand aus und ergriff meine Finger. Die Berührung tat gut, und nach einem Moment des Zögerns griff ich zu und erwiderte ihren Händedruck.

»Du tust dir keinen Gefallen damit, wenn du jetzt verzweifelst«, sagte sie.

»Liest du schon wieder meine Gedanken?« schnappte ich zornig. Mein gereizter Ton tat mir fast augenblicklich wieder leid, aber Shadow nahm meine Worte nicht übel.

»Nein«, sagte sie. »Aber das ist auch nicht nötig. Du siehst nicht gerade fröhlich aus.«

»Glaubst du, ich hätte Grund dazu?« murmelte ich.

Shadow seufzte. »Natürlich nicht«, sagte sie. »Verzeih. Aber noch ist nichts verloren. Necron läuft dir nicht davon.«

»Wie beruhigend.«

Shadows schmale, wie mit feinen weißen Strichen gezeichnete Brauen zogen sich zu einem unwilligen »V« zusammen. Mit einer fast groben Bewegung löste sie ihre Hand aus der meinen und stand auf. »Es gibt zwei Möglichkeiten, Robert«, sagte sie. »Die eine ist, wir machen kehrt und versuchen die nächste Stadt zu erreichen, ehe uns die Sonne oder der Durst umbringen. Danach können wir in aller Ruhe einen Plan ausarbeiten, wie Necrons Rattenloch zu finden und zu nehmen ist. Du kannst natürlich auch hierbleiben und dir selbst leid tun, wenn du willst.«

Das wirkte. Shadow hatte ja recht. Die Burg des Zauberers existierte seit Tausenden von Jahren, und Pri, meine geliebte Pri, die zu befreien ich hierhergekommen war, befand sich nun schon seit annähernd einem Jahr in Necrons Klauen. Ein paar Tage mehr oder weniger – was machte das schon?

Das jedenfalls war es, was mein Verstand mir sagte.

Mein Gefühl behauptete etwas anderes. Jede Sekunde, die ich länger von Priscylla getrennt sein mußte, bedeutete eine Ewigkeit der Qual für mich.

»Du liebst sie immer noch, nicht wahr?« flüsterte Shadow.

Ich antwortete nicht, und auch Shadow schwieg eine ganze Weile. Schließlich ergriff sie abermals meine Hand, und diesmal war ihre Berührung viel sanfter und irgendwie tröstend.

»Ihr seid sonderbare Wesen, ihr Menschen«, murmelte sie. »Ihr vollbringt Dinge, die eigentlich unmöglich sind, wenn ihr um euer Leben kämpft. Und dann seid ihr bereit, das gleiche Leben eines Gefühles wegen zu opfern.«

Ich sah sie an. Ihre Worte klangen sonderbar. Ich wußte zwar, daß sich hinter der menschlichen Gestalt, die die El-o-hym angenommen hatte, ein Wesen verbarg, das auf seine Art vielleicht ebenso fremd und unverständlich war wie die GROSSEN ALTEN selbst. Und trotzdem spürte ich irgendwie, daß diese Worte nicht aufrichtig waren. Nicht, daß sie log. Aber es kam mir vor, als versuchte Shadow sich mit ihren eigenen Worten über etwas hinwegzutäuschen. Etwas, vor dem sie panische Angst zu haben schien.

»Was ist das?« fuhr sie fort. »Liebe?«

»Weißt du das wirklich nicht?« antwortete ich, ebenso leise wie sie und ohne den Blick von ihren Augen zu nehmen. Der Ausdruck von Schrecken darin wurde größer. »Oder willst du es nur nicht wissen, Shadow?«

»Unsinn«, behauptete Shadow, aber das Wort kam zu schnell und eine Spur zu heftig, um noch überzeugend zu wirken, so wenig wie das, was sie danach sagte: »Liebe ist ein durch und durch menschliches Gefühl, Robert, und eure Gefühle sind mir fremd. Ich bin hier, weil ich eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen habe, aus keinem anderen Grund.«

»Und weil Hastur es dir befohlen hat, nicht wahr?« fügte ich spöttisch hinzu. »Du belügst dich selbst, Shadow. Du bist viel zu lange Mensch gewesen, um nicht längst zu wissen, was menschliche Gefühle sind. Ihr El-o-hym mögt unglaublich mächtige Wesen sein, aber auch eure Seelen sind nicht unverwundbar.«

Shadow senkte den Blick. Sie schwieg. Hätte ich in diesem Moment auch nur geahnt, wie nahe ich mit meinen Worten der Wahrheit gekommen war, hätte ich den Mund gehalten. Aber so plapperte ich lustig weiter und drehte das Messer noch einmal genüßlich in der Wunde herum.

»Du kannst mich nicht täuschen, Shadow«, sagte ich. »Du hast längst Gefallen an dem Körper gefunden, in den du geschlüpft bist, und an dem Leben, das wir führen. Es ist verdammt kurz, verglichen mit dem, das dein Volk –

»Hör auf!« schrie Shadow. Plötzlich sprang sie in die Höhe, fuhr einen Schritt zurück, als hätte sie einen Schlag erhalten, und starrte mich beinahe haßerfüllt an. »Hör sofort auf, Robert«, sagte sie noch einmal, nicht mehr so laut, aber in scharfem, unerklärlich aggressivem Ton.

»Warum?« fragte ich beleidigt. »Bin ich der Wahrheit zu nahe gekommen?«

»Ja«, antwortete Shadow zornig. »Und ich danke dir dafür. Du hast mich vor einem schweren Fehler bewahrt, Robert Craven.«

Betroffen starrte ich sie an. Es war die Tatsache, daß sie meinen Namen in voller Länge aussprach, die mich begreifen ließ, wie sehr ich sie verletzt haben mußte. Dieses so harmlos klingende Robert Craven riß in diesem Moment eine Kluft zwischen uns auf, die ich vielleicht nie wieder völlig würde schließen können.

»Ich... Es tut mir leid, Shadow«, sagte ich.

»Das braucht es nicht«, antwortete Shadow kalt. »Ich sagte es bereits – du hast mir einen Gefallen erwiesen. Ich danke dir.« Und damit wandte sie sich um und eilte mit weit ausgreifenden Schritten zu Buffalo Bill und den anderen hinüber.

Aber es vergingen selbst jetzt noch Augenblicke, bis mir klar wurde, daß ich es wieder einmal fertiggebracht hatte, einen der wenigen Menschen, die wirklich meine Freunde waren, gründlich zu verletzen.

* * *

Es wurde sehr still in dem großen, abgedunkelten Raum, nachdem Balestrano aufgehört hatte, mit seiner leisen, angenehmen Stimme zu erzählen. Sie waren allein. Balestrano hatte die Diener hinausgeschickt, sobald das Essen und der Wein aufgetragen worden waren, und sich anschließend noch einmal davon überzeugt, daß auch wirklich niemand vor der Tür stand und lauschte – etwas, das noch vor Tagesfrist schier unmöglich gewesen wäre, denn bis zu diesem schicksalsschweren Abend hatte der Begriff Mißtrauen ebensowenig zum Wortschatz der Tempelherren gehört wie die Worte Verrat und Brudermord. Jetzt, schlagartig, hatte sich alles geändert.

Reynaud de Maizieres war nicht sicher, ob er die wahre Tragweite des unglaublichen Geschehens bisher wirklich begriffen hatte. Dort unten, in den geheimen Kellern des Templerkapitels, war weit mehr geschehen als das bloße Aufbegehren einiger abtrünniger Brüder gegen ihn und Bruder Jean. Was er erlebt hatte, war das Ende eines Mythos; Häresie, wie sie schlimmer nicht vorstellbar war.

Zum erstenmal seit Bestehen dieses Hauses, ja, seit Gründung des Ordens der Tempelherren hatten Brüder gegen Brüder gekämpft, hatte ein Templer die Hand und das Schwert gegen einen anderen Templer erhoben. Er selbst, Reynaud de Maizieres, hatte Träger der weißen Kutte erschlagen, und obwohl er keine Schuld daran trug, und Bruder Balestrano ihm auf sein Bitten hin zweimal die Beichte abgenommen und ihn gesegnet hatte, fühlte er sich beschmutzt; besudelt auf eine Weise, die er nie wieder würde gänzlich abwaschen können.

Aber schlimmer noch als dies alles war die vergangene Stunde gewesen. Balestrano und er waren nahezu gleichzeitig aus der Bewußtlosigkeit erwacht. Sie hatten den Stollen leer gefunden, de Laurecs Zelle verwaist, die Katakombe des Kristallgehirns beraubt. Die

Verräter hatten selbst ihre Verwundeten mitgenommen.

Mit letzter Kraft hatte de Maizieres sich und Bruder Balestrano nach oben geschleppt, die zahllosen Stufen der geheimen Treppe hinauf in den Teil des Kellers, in dem sie auf Hilfe hoffen konnten. Was danach kam, verschwamm in Reynauds Erinnerungen. Sie waren gefunden und nach oben gebracht worden, wo sich Ärzte und gleich ein Dutzend Offiziere der Wachmannschaft um ihn und Balestrano gekümmert hatten. Ein paarmal war er ohnmächtig geworden, und das nächste, woran er eine klare Erinnerung hatte, war der darauffolgende Morgen, als er in seinem Gelaß im Westflügel des Kapitels erwacht war.

Jetzt war es beinahe Abend.

Natürlich hatte Reynaud de Maizieres sofort versucht, Kontakt mit Balestrano aufzunehmen, aber er war nicht einmal bis ins Vorzimmer des Tempelherren gekommen. Irgend etwas ging in dem riesigen Gebäudekomplex vor, etwas, das ihn über die Maßen beunruhigte.

Männer kamen und gingen in großer Zahl, die meisten von ihnen hohe Würdenträger des Ordens, und obgleich Reynaud de Maizieres trotz hartnäckigen Fragens nicht einmal eine Andeutung zu hören bekam, fiel ihm doch eines auf: Manche von den Tempelrittern, die er sah, waren Männer, die Dienst in weit entfernten Ländern der Erde taten – in Amerika, Australien, Indien, Neukaledonien...

Und es war durch und durch unmöglich, daß sie innerhalb eines einzigen Tages den Weg nach Paris bewältigt haben sollten, nicht einmal mit dem schnellsten Schiff!

Aber er hatte sich gedulden müssen, bis es abermals dunkelte, ehe Balestrano ihn endlich zu sich rufen ließ. Der alte Mann trug einen Turban aus weißem Verbandsstoff, und seine Augen glänzten krank. Vielleicht war es auch Angst, die Reynaud in seinem Blick las.

Und dann, endlich, hatte Balestrano zu erzählen begonnen, und Reynaud de Maizieres hatte zugehört, über eine Stunde lang und mit ständig wachsendem Schrecken und Unglauben. Er erfuhr Dinge, von denen er niemals zu träumen gewagt hätte – Balestrano erzählte ihm die Geschichte Sarim de Laurecs und seines Zusammentreffens mit Robert Craven. Er erfuhr von Necron, dem Herrn der Drachenburg, und der unseligen Allianz, die der Templerorden mit ihm eingegangen war, von den GROSSEN ALTEN und ihren schrecklichen Dienern, die hundertmal schlimmer waren als Satan und seine höllischen

Heerscharen, vom Fluch des Labyrinths von Amsterdam und dem Kristallhirn, das es beherrschte. Dies und noch viel, sehr viel mehr.

Als Jean Balestrano mit seinem Bericht zu Ende gekommen war, wußte Reynaud de Maizieres, daß der Ausdruck in seinen Augen Angst war. Und er verstand ihn. Denn auch er spürte das gleiche, ungläubige Entsetzen, das er im Blick des alten Mannes gelesen hatte.

»Nun weißt du alles, Bruder Reynaud«, schloß Balestrano. »Du bist einer der wenigen, die die ganze Wahrheit erfahren haben.« Er lächelte bitter. »Unser finsteres Geheimnis. Ich muß dir den Schwur abverlangen, es niemandem anzuvertrauen, und sollte dein Leben davon abhängen.«

Reynaud de Maizieres nickte. »Meine Lippen werden versiegelt sein«, sagte er und schlug das Kreuzzeichen.

Balestrano beugte sich vor und hob mit zitternden Fingern das Weinglas, um seine vom langen Sprechen trocken gewordenen Lippen zu befeuchten. »Aber ich habe dich nicht nur zu mir gebeten, um dir all dies zu erzählen«, fuhr er fort.

Reynaud de Maizieres nickte abermals. »Auch das ist mir klar, Bruder Jean«, sagte er. »Ich habe Augen. Ich sehe.«

Balestrano lächelte milde. Dann wurde er wieder ernst. »Du kennst nun die Macht des Kristallhirnes«, fuhr er fort. »Und die Gefahr ist jetzt weit größer als damals, als es in unsere Hände fiel. Dieses unselige Gebilde des Teufels, zusammen mit der Macht Robert Cravens und dem Wissen Bruder de Laurecs, das ist kaum vorstellbar. Wir müssen alles in unseren Kräften Stehende tun, es wieder in unsere Hände zu bekommen.«

»Und Sarim de Laurec und Robert Craven zu töten«, fügte Reynaud de Maizieres hinzu.

Balestrano schwieg einen Moment. Das Nicken, mit dem er Reynaud schließlich zustimmte, wirkte sehr mühsam. »Ja«, sagte er. »Ich fürchte, es gibt keine andere Wahl mehr. Was gestern geschehen ist, beweist, daß nicht einmal die Mauern unserer Kerker fest genug sind, dem Ansturm übler Magie zu trotzen. Diese beiden müssen sterben, und das Kristallhirn muß wieder hierhergebracht werden. Diesmal wird niemand erfahren, wo ich es hinbringe. Und ich werde dieses Geheimnis mit ins Grab nehmen.« Seine Augen wurden dunkel vor Sorge. »Ich habe gefehlt, Bruder Reynaud«, sagte er leise. »Was gestern hier geschehen ist, ist auch meine Schuld.«

»Unsinn«, protestierte Reynaud de Maizieres, aber Balestrano brachte ihn mit einer abrupten Geste zum Verstummen und sagte noch einmal:

»Ich bin schuld, Bruder Reynaud. Ich hätte das Kristallhirn zerstören sollen, gleich, wie hoch der Preis dafür gewesen wäre. Aber ich habe geglaubt, daß wir oder einer unserer Nachfolger sein Geheimnis ergründen und uns seine Kräfte nutzbar machen könnten. Ich wollte das Böse mit den Kräften des Bösen bekämpfen und habe Böses dabei bewirkt.« Er schüttelte heftig den Kopf. »Nein«, sagte er. »Dieses unselige Ding muß vernichtet werden, ganz gleich, was es kostet.«

»Ich werde dir helfen, Bruder Jean«, sagte Reynaud de Maizieres impulsiv, aber wieder winkte Balestrano ab.

»Dir habe ich eine andere Aufgabe zugedacht«, sagte er. »Du hast gesehen, daß ich die meisten unserer Brüder zu mir habe rufen lassen, sie von der Gefahr zu unterrichten, doch damit allein ist es nicht getan. Es müssen Boten in die Welt geschickt werden, um auch alle unsere Verbündeten zu warnen. Du wirst einer dieser Boten sein.«

Reynaud de Maizieres nickte. Er hatte halbwegs mit diesen Worten gerechnet nach Balestranos komplizierter Einleitung. »Und wohin soll ich gehen?« fragte er.

Balestrano zögerte einen winzigen Moment. »Ich… habe dich auserwählt, einen der schwersten Gänge zu tun«, sagte er stockend. »Du wirst zusammen mit einigen unserer Brüder nach Amerika gehen, um dort Necron, den Herrn der Drachenburg, zu unterrichten.«

»Den – Reynaud de Maizieres fuhr auf, aber Balestrano brachte ihn zum drittenmal mit einer befehlenden Geste zum Schweigen.

»Ich weiß, daß es dir widerstrebt, dorthin zu gehen und mit einem Mann zu sprechen, der sich Mächten und Wesenheiten bedient, die unsere Feinde sind«, sagte er streng. »Und auch ich habe lange gezögert, den unseligen Pakt zu erneuern. Doch wie es scheint, bleibt uns keine andere Wahl. Craven und de Laurec werden das Kristallhirn erwecken, und wenn es ihnen gelingt, sich seiner Kräfte zu versichern, werden wir jede Hilfe brauchen, die wir bekommen können.«

»Auch die des Teufels?« entfuhr es Reynaud de Maizieres.

Balestrano starrte ihn erschrocken an, und auch Reynaud kam erst jetzt wirklich zu Bewußtsein, was er gerade gesagt hatte. Aber dann nickte Bruder Jean nur; der erwartete strenge Verweis blieb aus.

»Wenn es sein muß, auch die«, sagte er. »Aber keine Sorge. Necron mag unser Feind sein, aber er fürchtet Robert Craven und die Macht der GROSSEN ALTEN wie wir. Wir müssen einen Burgfrieden mit ihm schließen. Du wirst zu ihm gehen und ihm dies sagen.«

»Der... Weg ist sehr weit«, begann Reynaud de Maizieres.

Balestrano lächelte. »Nicht für dich. Ich werde dir ein weiteres Geheimnis unseres Ordens offenbaren, Bruder Reynaud. Vielleicht das größte überhaupt.« Er stützte die Hände auf die reich mit Schnitzereien verzierten Lehnen des Stuhles, stemmte sich mühsam in die Höhe und bedeutete Reynaud de Maizieres mit einer Geste, ihm zu folgen.

Sie verließen den Saal durch eine schmale, halb hinter einem Vorhang verborgene Tür, die in ein fensterloses Gelaß führte. Im ersten Moment sah Reynaud de Maizieres nichts. Aber dafür spürte er um so deutlicher, daß sie nicht allein waren. Jemand war mit ihnen im Raum; jemand oder etwas, dachte er schaudernd. Die Luft hier drinnen roch sonderbar, alt und verbraucht, aber auch nach irgend etwas Fremdem. Reynaud de Maizieres schauderte erneut. Obwohl es hier drinnen so warm wie drüben im Saal war, fror er plötzlich.

Dann entzündete Balestrano eine Fackel, und der rote Schein vertrieb die Gespenster der Furcht, die mit der Dunkelheit herangekrochen waren.

Mit klopfendem Herzen sah sich Reynaud de Maizieres um. Der Raum war sehr klein und vollends leer, sah man von einem halb in die gegenüberliegende Wand eingelassenen, mit schweren, goldbeschlagenen Türen verschlossenen Schrank ab. Bruder Balestrano trat jetzt auf diesen Schrank zu, wechselte die Fackel von der Rechten in die Linke und machte sich mit der freien Hand an der Tür zu schaffen. Reynaud de Maizieres konnte nicht erkennen, ob er einen Schlüssel drehte, oder was genau er tat, aber die beiden Türen schwangen plötzlich wie von Geisterhand bewegt auf, und dahinter lag...

Reynaud de Maizieres schrie gellend auf, als sein Blick auf das grünleuchtende, wabernde Etwas fiel, das hinter den Schranktüren zum Vorschein gekommen war.

Im ersten Moment glaubte er, in einen Tunnel zu blicken, einen Tunnel von unbestimmbarer Form und Länge, dessen Wände sich auf schier unmögliche Weise wanden und drehten und die wie unter

einem inneren, unheimlichen grünen Feuer leuchteten. Aber dann bewegte sich der Höllenschlund; ein schweres, irgendwie schluckendes Zusammenziehen und Strecken, ein Teil des vermeintlichen Stollens kippte nach rechts und unten, wesenlose grüne Schatten trieben durch das Bild, und etwas Dünnes, Peitschendes griff aus der Decke, ringelte sich wie eine blind tastende Schlange hierhin und dorthin und verschmolz wieder mit dem grünleuchtenden Etwas.

»Es… es lebt!« keuchte Reynaud mit schriller, überkippender Stimme. »Bei Gott, es… es lebt!!!«

»Nein«, sagte Balestrano ruhig. »Aber es ist auch nicht tot.«

Entsetzt starrte Reynaud de Maizieres den Tempelherren an. »Was… was ist das?« keuchte er.

»Ein Tor«, sagte Balestrano leise. »Ein Überbleibsel jener Wesen, von denen ich dir berichtete, der GROSSEN ALTEN. Wir wissen nicht, wozu es wirklich gedient hat während der Zeit ihrer Herrschaft. Vielleicht ein Transportsystem, vielleicht auch etwas, das wir niemals begreifen können. Dir jedoch wird es helfen, in der Zeit eines Gedankens nach Amerika zu gelangen.«

Reynaud de Maizieres’ Herz machte einen schmerzhaften Sprung. »Ich… ich soll dort hineingehen?« keuchte er. Allein der Gedanke, auch nur einen Fuß auf diese widerlich grüne, pulsierende, lebende Masse setzen zu sollen, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn.

»Es ist ungefährlich«, sagte Balestrano. »Zumindest so lange du nicht versuchst, vom vorgegebenen Weg abzuweichen. Und es dauert nicht lange. Du wirst gehen.« Diesmal war es keine Bitte mehr. Diesmal befahl er.

Und nach weiteren endlosen Sekunden des Zögerns nickte Reynaud de Maizieres. »Ich werde gehen«, bestätigte er. Mühsam löste er den Blick von der pumpenden grünen Masse jenseits der Schranktüren. »Wann?«

»Die Krieger, die dich begleiten werden, sind bereit«, sagte Balestrano. »Und die Zeit ist knapp. Es wäre das beste, du würdest gleich gehen.«

»Nun, um so eher bin ich zurück, nicht?« antwortete Reynaud de Maizieres. Aber seine Stimme zitterte bei diesen Worten, und in seinen Augen stand ein Flackern, das den scherzhaften Ton Lügen strafte.

Balestrano nickte, wandte sich halb um und klatschte in die Hände.

Die Tür, durch die sie gekommen waren, wurde abermals geöffnet, und fünf weißgekleidete Tempelritter traten ein. Auf ihren Gesichtern stand das gleiche lähmende Entsetzen geschrieben, das auch Reynaud de Maizieres beim Anblick des Tores verspürt hatte. Aber keiner von ihnen protestierte auch nur mit einem Laut, als Jean Balestrano auf den offenstehenden Schrank und das wabernde Maul des Tores deutete.

Wenige Augenblicke später beobachtete Reynaud de Maizieres, wie der erste Krieger durch die Tür trat und in einer flimmernden Wolke aus Licht und giftgrünem Glanz verschwand. Er hatte Angst.

* * *

Die Sonne stand nicht mehr ganz hoch am Himmel, sondern näherte sich bereits dem letzten Drittel ihrer Bahn, aber die Hitze hatte nicht nachgelassen. Das Gehen fiel mir schwer – und nicht nur mir –, obwohl wir unter allen gegebenen Umständen sogar noch Glück gehabt hatten: Der Sturm hatte die Wüstenlandschaft zwar vollkommen verändert, aber in der Richtung, in die sich unsere kleine Kolonne schleppte, überwog der Anteil von Fels und betonhart zusammengebackenem Boden, so daß wir relativ mühelos von der Stelle kamen.

Trotzdem erschien mir jeder Schritt, den ich tat, unendlich mühsam. Denn es war nicht nur ein Schritt aus der Wüste heraus; nicht bloß ein weiterer Schritt, der uns näher an die kleine Postkutschenstation brachte, von der aus unsere fehlgeschlagene Expedition gestartet war, sondern zugleich auch ein Schritt, der mich fort von Priscylla führte, fort von Necrons Rattennest und allem, was ich dort zu finden hoffte.

Jetzt, im nachhinein und bei klarer Überlegung betrachtet, gibt es wohl keine zufriedenstellende Erklärung für das, was ich an jenem Nachmittag tat. Vielleicht waren es einfach die Entbehrungen und Mühen der letzten Tage und Wochen, vielleicht die nicht enden wollende Kette von immer wieder neu geschürten und auf grausame Weise enttäuschten Hoffnungen, vielleicht hatte mir auch einfach nur die Sonne ein wenig zu lange aufs Hirn geschienen – aber ich war in diesem Moment nicht mehr bei klarem Verstand. Die Wüste, die Sonne, die weit auseinandergezogene Kette der anderen, deren Schluß ich bildete, der sanft auf und ab tanzende Staub, den der Sturm wie einen letzten Gruß in der Luft zurückgelassen hatte: Das alles wurde unwichtig, nahm plötzlich die Realität einer Traumlandschaft an.

Ich fühlte mich niedergeschlagen; deprimiert wie niemals zuvor in meinem Leben. Alles schien rings um mich herum zusammenzustürzen. Unser ganzes Tun, mein ganzer, endloser Kampf gegen übermächtige Gegner schien mir plötzlich sinnlos geworden. Wenn ich jetzt aufgab, dann würde ich Priscylla endgültig verlieren.

Vielleicht wäre trotz allem nichts geschehen, hätte ich mich in diesem Moment – warum, wußte ich selbst nicht zu sagen – nicht herumgedreht und in die Richtung zurückgeblickt, aus der wir gekommen waren. Der Berg – eigentlich nur ein Haufen übereinandergetürmter Felsen, die wie von einer Riesenhand so lange ineinandergequetscht worden waren, bis ein bergähnliches Etwas entstanden war – lag bereits Meilen hinter uns, denn Buffalo Bill schlug ein gehöriges Tempo an. Aus der großen Entfernung betrachtet, erschien es mir um so lächerlicher, daß all meine Hoffnungen am Fuße dieses Dreckklumpens ein so jähes Ende gefunden haben sollten.

Und dann sah ich…

Schatten.

Etwas, das wie Nebel aussah, aber keiner war, ein flüchtiges Huschen unheimlicher grauer Schemen, als teile sich die Wirklichkeit.

Und dann sah ich die Drachenburg. Eigentlich war es nur eine Silhouette; ein fast absurd geformter Umriß, der für den Bruchteil einer Sekunde über der Wüste aufblitzte, gigantisch und dräuend und in den Farben des Wahnsinns gehalten.

Hätte ich auch nur einen einzigen Moment klar über meine Beobachtung nachgedacht oder gar mit einem der anderen darüber geredet, wäre mir klar geworden, daß ich nichts anderes als eine Luftspiegelung beobachtet haben konnte, vielleicht nicht einmal das, sondern nur ein Trugbild, das mir mein Unterbewußtsein vorgaukelte.

Aber ich dachte in diesem Moment nicht mehr.

Das Bild war längst verschwunden, aber es stand immer noch vor meinen Augen. Und dann sah ich noch etwas: ein schmales, von schulterlangem Haar eingerahmtes Gesicht, dunkle Augen, in denen ein verzweifeltes Flehen stand…

Priscyllas Gesicht!

Ich blieb stehen, wandte mich um und blickte zu den anderen hinüber. Unsere kleine Kolonne war auseinandergefallen; zwischen mir und

Sitting Bull, der als vorletzter ging, lagen gute fünfzehn Schritte. Niemand sprach, niemand blickte in meine Richtung.

Ich zögerte noch eine einzelne, endlose Sekunde.

Dann fuhr ich abermals herum und rannte zurück in die Richtung, in der der Berg und die Drachenburg lagen.

Geradewegs in die hitzezerkochte Endlosigkeit der Mojave-Wüste hinein…

* * *

Es hatte nur Sekunden gedauert. Aber es waren Sekunden, die Reynaud de Maizieres in seinem ganzen Leben niemals mehr vergessen sollte. Als letzter der insgesamt sechs Männer war er in das grauenerregende Gebilde getreten, das Bruder Balestrano mit dem harmlosen Namen Tor bezeichnet hatte, und für Sekundenbruchteile hatte er nichts außer einem blendenden, giftgrünen Licht wahrgenommen, einen grellen Schein, in dem sich sein Körper auflöste, wie er es bei den vor ihm gehenden Männern beobachtet hatte.

Er hatte sich herumgedreht, um noch einmal zu Balestrano zurückzublicken, aber der Schrank und der fensterlose kleine Raum waren verschwunden gewesen; hinter ihm hatte sich das gleiche wahnsinnig machende grüne Etwas gestreckt und gebogen, das er schon zuvor beobachtet hatte; ein gräßlicher lebender Schlauch, aus dessen Wänden gestaltlose Dinge nach ihm und den Männern griffen. Der Boden unter seinen Füßen hatte gezittert und gebebt, und manchmal schienen riesige, lippenlose Münder nach ihm zu schnappen. Etwas Unsichtbares, Feuchtes und Warmes war über sein Gesicht geglitten, und während er von unsichtbaren Händen durch den Schlauch gezerrt und geschleudert wurde, jagten dunkle Schlünde an ihm vorbei, Abzweigungen, die geradewegs in den Wahnsinn führten. Balestranos Warnung fiel ihm ein, und er widerstand der Versuchung, auch nur einen Blick in diese anderen Welten zu werfen.

Dann war es vorbei, so schnell, wie es begonnen hatte. Ein heller, pulsierender Fleck erschien am Ende des Tunnels, raste mit unglaublicher Geschwindigkeit auf Reynaud de Maizieres zu –

und spie ihn auf einen schmalen, felsigen Sims.

Vor Überraschung verlor der Tempelritter das Gleichgewicht. Er fiel, stürzte auf Hände und Knie herab und warf sich mit einem krächzenden Schrei zurück, denn dicht vor ihm gähnte ein gut hundert Meter tiefer Abgrund, dessen Boden mit nadelspitzen Felsdornen gespickt war.

Eine Hand packte ihn bei der Schulter, riß ihn in die Höhe und ein Stück vom Rande des Felsabbruches zurück. Reynaud sah das Gesicht eines Templers vor sich, bleich vor Schrecken. Mit einem dankbaren Nicken streifte er die Hand des Mannes ab, fuhr sich glättend über das Haar und sah sich um.

Sie standen an der Flanke eines zerborstenen, annähernd lotrecht in die Höhe strebenden Berges. Der schmale Sims, auf dem sie herausgekommen waren, zog sich auf eine Strecke von vielleicht hundert Schritten unverändert am Berg entlang, machte dann einen scharfen Knick nach rechts und ragte, zum Anfang einer geländerlosen Brücke werdend, gute zehn Schritte ins Nichts hinaus, ehe er entlang einer zerborstenen Bruchkante endete. Reynaud de Maizieres schauderte. Einen Schritt weiter, und...

Er zwang sich, den Gedanken nicht zu Ende zu denken, sondern wandte sich mit einem Ruck wieder um und sah den Mann an, der ihm auf die Füße geholfen hatte. »Ich danke dir, Bruder«, sagte er, wenn auch mit einiger Verspätung. Der Mann nickte stumm.

»Wie geht es weiter?« fragte Reynaud. Wieder antwortete der Mann ohne zu sprechen. Seine Hand deutete auf den Sims, dann die zersplitterte Felsbrücke hinauf und weiter nach Osten, direkt ins Nichts hinein. Reynaud de Maizieres' Herz schien einen schmerzhaften Sprung zu machen, als er begriff, was die Geste zu bedeuten hatte.

»Dort entlang?« vergewisserte er sich.

»Der Weg beginnt dort«, bestätigte der Templer. »Kommt, Herr.«

Reynaud schluckte die Antwort, die ihm auf der Zunge gelegen hatte, im letzten Moment hinunter. Äußerlich war er vollkommen ruhig, als er dem Tempelritter folgte und auf den jäh in die Höhe strebenden Brückenstumpf hinauf trat. Innerlich zitterte er vor Angst.

* * *

Die Hitze war ins Unerträgliche gestiegen. Jeder einzelne Schritt war

eine Qual. Ich versank bis über die Knöchel im Sand; Staub wirbelte in dichten Schwaden rings um mich in der Luft, und das erbarmungslos grelle Licht gaukelte meinen Augen Dinge vor, die nicht da waren. Ich hatte Durst. Gräßlichen Durst. Der Sand, durch den ich stolperte, schien sich an meine Beine zu klammern und mich festhalten zu wollen, und der Wind zerrte an meinem Haar und meinen Kleidern; ein heißer, böiger Wind, der meinem ohnehin ausgelaugten Körper auch noch das letzte bißchen Flüssigkeit zu entziehen trachtete.

Ich wußte längst nicht mehr, wie lange ich schon unterwegs war. Die Sonne berührte als rot lodernder Flammenball den Horizont; es mußte Abend sein, aber nach meinem Gefühl taumelte ich seit einem Jahrhundert durch die Wüste. Ein Dutzend Male war ich daran gewesen, aufzugeben und umzukehren, und ebensooft hatte ich wieder Priscyllas Gesicht vor meinem geistigen Auge gesehen.

Als ich endlich begriffen hatte, daß der Weg, den ich einschlug, allenfalls in den Tod führen konnte, war es zu spät. Selbst wenn ich es wollte, hätte ich nicht mehr umkehren können. Unser Kompaß war zusammen mit dem Rest unseres Lagers vom Winde verweht worden, und mein Orientierungssinn mußte mir irgendwo unterwegs abhanden gekommen sein. Ich hätte den Rückweg nicht einmal mehr gefunden.

Alles, woran ich mich hatte orientieren können, war der Berg gewesen, an dessen Fuß unser Lager gelegen hatte. Aber auch der war irgendwo in der endlosen Weite der Mojave verschwunden, und jetzt stolperte ich durch eine gigantische Einöde aus glattgeschliffenen Felsen und Sand und Hitze und noch einmal Sand und noch mehr Hitze. Mein Herz schlug sonderbar schwer und langsam, und der ganze Durst, der auf den ersten Meilen nur störend gewesen war, hatte die Grenze echten körperlichen Schmerzes erreicht und überstiegen.

Keuchend fiel ich auf die Knie. Ich versuchte den Sturz abzufangen, aber meine Hände versanken fast bis an die Ellbogen im lockeren, staubfeinen Sand.

Wäre ich nicht zu schwach gewesen, hätte ich schallend gelacht, als mir klar wurde, welch jämmerliches Ende ich nehmen würde. Und dies alles nur, weil ich für einen kurzen Moment auf mein Gefühl gehört hatte statt auf das, was mir mein logisches Denken sagte. Es war zum Wahnsinnigwerden. Ich hatte gegen Gegner gekämpft – und sie besiegt! –, deren Macht der von Göttern gleichkam. Und jetzt würde ich hier jämmerlich verdursten, besiegt von einer Wüste, über deren Gefährlichkeit ich nur zu gut informiert worden war. Nun ja, dachte ich sarkastisch. Wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er eben

aufs Eis. Genauer gesagt, auf Sand.

Irgend etwas bewegte sich vor mir. Vielleicht eine Windbö, die mit Sand und Staub spielte, um mich zu narren, vielleicht auch ein weiterer grausamer Scherz meines Unterbewußtseins, das mir – warum auch immer – ganz offensichtlich den Krieg erklärt hatte.

Aber dann wiederholte sich die Bewegung, sehr viel deutlicher als beim erstenmal, und diesmal war ich sicher, daß es mehr als das Spiel von Wind und Sand war.

Mühsam stand ich auf – was sich als gar nicht so einfach erwies, denn der lockere Sand gab immer wieder unter meinen Fußen nach –, sah mich instinktiv nach allen Seiten um und näherte mich der Stelle, an der ich die Bewegung ausgemacht zu haben glaubte.

Erst jetzt fiel mir auf, daß ich wieder an der Flanke eines der sonderbaren Geröllberge stand, die typisch für diesen Teil der Mojave waren. Offenbar hatte ich ganz instinktiv diese Richtung eingeschlagen, um überhaupt irgendein Ziel zu haben und nicht blind von einer Sanddüne zur anderen zu stolpern.

Dicht vor mir fiel der Boden in sanftem Winkel ab, und erst jetzt sah ich, daß er eine regelrechte Senke bildete, einen flachen, absolut gleichförmigen Trichter, an dessen tiefster Stelle der Sand vollkommen eben war. Irgend etwas an diesem Anblick alarmierte mich, aber ich wußte nicht, was.

Einen Moment lang blieb ich stehen und sah mich um. Die Bewegung wiederholte sich nicht. Trotzdem ging ich weiter, setzte behutsam einen Fuß auf die Trichterwand und prüfte die Festigkeit des Sandes. Sie war nicht gerade groß, aber wenn ich vorsichtig ging, würde er mich tragen.

Trotzdem schlitterte ich mehr in den Trichter hinab, als daß ich ging.

Der Boden unter meinen Füßen zitterte. Ganz sacht nur, aber doch spürbar. Abrupt blieb ich stehen, rutschte auf dem feinen Sand aber noch ein gutes Stück weiter und fand erst Halt, als ich mich mit beiden Beinen und dem Ende meines Stockdegens in den Boden stemmte.

Für einen Moment.

Dann wiederholte sich das Zittern, und plötzlich drang ein tiefes, machtvolles Grollen und Knirschen direkt aus dem Boden heraus.

Dann explodierte der Trichter. Eine Sandfontäne schoß zehn, fünfzehn Yards weit in die Höhe, und in ihrem Zentrum wuchs etwas Gewaltiges, Glitzerndes heran, bäumte sich mit einem furchtbaren, gleichzeitig zischelnden wie grollenden Laut auf und fiel krachend zurück in den Sand. Etwas Schlankes, Horniges zuckte wie eine Peitschenschnur in meine Richtung, grub eine armlange Furche in den Sand neben mir und zog sich wieder zurück.

Entsetzt starrte ich das Monstrum an. Die furchtbare Erschütterung hatte mich von den Füßen gerissen und ein Stück weiter die Trichterwand hinabschlittern lassen, und noch immer regneten Sand und Staub auf mich herab, aber trotzdem konnte ich die Kreatur, die da so urplötzlich aus dem Boden gebrochen war, deutlich erkennen. Und jetzt wußte ich auch, woran mich der so harmlos erscheinende Trichter im Sand erinnert hatte. Nur kam diese Erkenntnis ein wenig zu spät…

Das fast mannslange Ding, das mich aus faustgroßen Augen anstarrte, war nichts anderes als ein Ameisenlöwe, einer jener hinterhältigen Insektenfresser, die in kleinen Sandmulden hocken und darauf warten, daß ihnen Ameisen und andere Kriechtiere in die Falle laufen; eine Falle, die aus nichts anderem als eben diesem Trichter besteht, dessen Wände so fein zerkaut sind, daß der Sand kaum mehr Konsistenz als Wasser aufweist und ein Entkommen daraus schier unmöglich wird.

Nur daß dieses Exemplar jener unfreundlichen Gattung halb so lang war wie ein ausgewachsener Mensch und über Mandibeln verfügte, die mir mit einem freundlichen Zwicken den Arm abtrennen konnten…

Trotzdem schien das Ungeheuer zu zögern, einen Gegner von meiner Größe anzugreifen. Seine dunkelvioletten Augen musterten mich mit stummer Wut, und die übermannslangen, dünnen Peitschenfühler, die beiderseits seines Maules aus dem Schädel wuchsen, zuckten nervös hierhin und dorthin und wirbelten den Sand auf. Aber es griff noch nicht an. Vielleicht war ich ihm wirklich ein wenig zu groß als Zwischenmahlzeit; vielleicht war es auch nur irritiert, weil es noch nie eine Ameise mit Bart und Lackschuhen gesehen hatte.

Gleichwie – der Moment erschien mir günstig, die Flucht zu ergreifen. Vorsichtig, um nicht auf dem lockeren Sand abermals den Halt zu verlieren und kopfüber zwischen die ungeputzten Zähne des Ungeheuers zu purzeln, stemmte ich mich hoch und begann rücklings den Trichter hinaufzugehen.

Genauer gesagt, ich versuchte es. Der lockere Sand gab unter meinen Füßen nach wie Staub. Ich fiel, schlitterte einen weiteren Yard in die Tiefe und kam mit einem entsetzten Keuchen wieder zum Stillstand. Der Ameisenlöwe stieß einen grollenden Laut aus. Seine chitingepanzerten Beine wühlten im Sand.

Panik stieg in mir hoch. Ich wälzte mich herum, krallte Hände und Füße in den lockeren Sand und begann mit verzweifelter Kraft, den Hang hinaufzukriechen.

Ein Fehler, der mich um ein Haar den Kopf gekostet hätte. Im wortwörtlichen Sinne.

Das Rieseninsekt war vielleicht zu blöde, um zu erkennen, daß ich ganz und gar keine Ameise war – aber es war nicht zu dumm, meine reichlich lächerlichen Schwimm- und Kraulbewegungen als das zu erkennen, was sie darstellen sollten: nämlich als Flucht. Und es reagierte, wie ein Raubtier auf ein flüchtendes Opfer nun einmal reagiert.

Die Bestie stieß ein fürchterliches Röhren aus und bäumte sich auf. Plötzlich klatschte einer ihrer Peitschenfühler auf mich herab, bildete vor meinem Gesicht eine Schlinge und zog sich mit einem kurzen, harten Ruck zusammen. Hätte ich nicht blitzartig den Kopf zwischen die Schultern gezogen und mich gleichzeitig wieder ein Stück nach unten rutschen lassen, wäre es um mich geschehen gewesen.

Ich fuhr herum, sah einen titanischen Schatten auf mich zufliegen und riß instinktiv meinen Stock in die Höhe.

Ein heftiger Schlag traf meine Arme und trieb meine Ellbogen bis zu den Handgelenken in den Sand. Der Stock wurde mir entrissen. Dann schien ein Berg auf mich herabzustürzen. Die Luft wurde mir aus den Lungen getrieben. Ich sah nichts mehr.

Drei, vier Sekunden lang lag ich vollkommen reglos da, bis die Erkenntnis, daß ich noch lebte, ganz langsam in mein Bewußtsein drang. Das Zischeln und Grollen des Ungeheuers hatte aufgehört, und statt dessen hatte sich eine fast unheimliche Stille über den Sandtrichter gebreitet.

Vorsichtig öffnete ich die Augen – und blickte direkt in das weit aufgerissene Maul des Ameisenlöwen. Seine Zähne befanden sich nur noch wenige Inches von meinem Gesicht entfernt. Die beiden Mandibeln hatten sich beiderseits meines Kopfes tief in den Sand gewühlt, bereit, zuzuschnappen und nachzuholen, was seinem

Peitschenfühler mißlungen war. Aber das Ungeheuer stellte keine Gefahr mehr dar. Es war tot. Sein eigener Sprung, mit dem es sich auf mich geworfen hatte, hatte den Stockdegen so tief in seinen Leib getrieben, daß seine Spitze aus den zerborstenen Chitinplatten seines Rückens hervorragte. Es mußte auf der Stelle tot gewesen sein. Hätte es auch nur eine halbe Sekunde länger gelebt, oder hätten sich seine Muskeln im Todeskampf noch einmal zusammengezogen...

Ich verscheuchte diese wenig erfreuliche Vorstellung aus meinen Gedanken, schob ächzend die Hände unter den gepanzerten Leib des Monstrums und stemmte es in die Höhe. Es war leichter, als ich angesichts seiner ungeheuerlichen Größe vermutet hatte: Mein Stoß reichte aus, es in die Höhe und bis auf den gegenüberliegenden Trichterrand zu schleudern. In einer Wolke von stiebendem Sand und Staub schlitterte es hinab, schlug einen grotesken Purzelbaum und begann im lockeren Sand des Trichterbodens zu versinken.

Zusammen mit meinem Stockdegen, der noch immer in seinem Leib steckte!

Mit einem keuchenden Schrei sprang ich hoch, stolperte ihm nach und riß die Waffe aus seinem Leib, wobei ich sorgsam darauf achtete, nicht auf den runden Fleck von Treibsand zu treten, in dem das tote Monstrum versank. Sonderbarerweise klebte nicht ein Tropfen Blut am polierten Hartholzschaft des Degens.

Erst jetzt, als der erste Schrecken vorüber war und meine Gedanken wieder in den gewohnt logischen Bahnen zu laufen begannen, fiel mir auf, daß dies bei weitem nicht alles war, was hier nicht stimmte. Das Ungeheuer war viel zu leicht gewesen, und obgleich der Schaft meines Stockes aus sehr hartem Holz war, hätte er seinen Chitinpanzer normalerweise nicht durchdringen können. Es gibt kaum etwas Härteres als das Panzerhemd, das Mutter Natur ihren Insektenkindern auf den Leib geschneidert hat.

Aber der Kadaver des Ungeheuers war auf Nimmerwiedersehen im Treibsand verschwunden; ich würde dieses Rätsel ohnehin nicht mehr lösen können. Ebensowenig wie die Frage, wo dieser Alptraum von einem Ameisenlöwen herkam. Achselzuckend wandte ich mich um, ließ mich behutsam auf Hände und Knie herabsinken und begann auf diese wenig elegante Art, die Trichterwand hinaufzukriechen. Es dauerte lange, bis ich wieder auf sicherem Grund stand.

Und ich war nicht sehr sicher, ob es eine besonders kluge Entscheidung gewesen war, wieder hier heraufzukommen. Ich war

nicht mehr allein. Wenige Schritte vor mir krochen drei braunrote Ameisen aus einer Felsspalte. Ich gehöre normalerweise nicht zu denen, die beim Anblick eines Insekts in Schreikrämpfe ausbrechen; erst recht nicht bei einem so harmlosen und nützlichen Tier wie einer Ameise. Aber jetzt stand ich kurz davor.

Ich kann nicht beurteilen, ob diese drei Ameisen in irgendeiner Form nützlich waren. Was ihre Harmlosigkeit anging, sah ich die Sache etwas konkreter. Es waren wahre Prachtexemplare von Ameisen. Und sie waren ein wenig größer, als Formiciden normalerweise werden. Um genau zu sein – jede einzelne von ihnen hätte eine prachtvolle Mahlzeit für den Ameisenlöwen abgegeben, dem ich gerade mit Mühe und Not entkommen war…

Und als wäre mein plötzlicher Schrecken ein Angriffssignal für die drei schäferhundgroßen Biester gewesen, schossen sie im gleichen Augenblick auch schon auf mich los.

Mit einem verzweifelten Hüpfer brachte ich mich außer Reichweite der schnappenden Beißzangen und trat nach dem vordersten der Miniungeheuer.

Mein Fuß traf seinen Schädel und zertrümmerte ihn wie eine Eierschale.

Fassungslos vor Unglauben blieb ich mitten im Schritt stehen und starrte die tote Ameise an. So groß sie war, schien ihr Körper nicht wesentlich widerstandsfähiger als der einer normal gewachsenen Ameise zu sein. Sicher, ich hatte mit der Kraft der Verzweiflung zugetreten, aber eine Ameise von der Größe eines Schäferhundes hätte – wären ihre Körperkräfte im gleichen Verhältnis mitgewachsen – mit Leichtigkeit ein Haus davontragen können!

Die beiden überlebenden Formiciden nutzten den Augenblick meines Staunens, sich mit schnappenden Kiefern auf mich zu stürzen. Die handlangen Beißzangen der einen schlossen sich um meinen Oberschenkel, während die andere mich schlichtweg ansprang; ein Verhalten, das bei einer Ameise einfach undenkbar ist. Instinktiv riß ich den linken Arm hoch, um mein Gesicht zu schützen, schlug mit der anderen Hand zurück und spürte, wie der Brustpanzer des Ungeheuers wie Glas zersprang. Mit zuckenden Beinen fiel die Bestie zu Boden.

Ich fuhr herum, packte die Beißzangen der dritten Ameise, bog sie auseinander und brach beinahe versehentlich eine davon ab. Die Ameise sprang mit einem wütenden Zischen zurück und funkelte mich

an. Ich zertrümmerte ihr den Schädel. Der ganze bizarre Kampf hatte nicht länger als eine halbe Minute gedauert.

Ich zog meinen Stockdegen aus der Hülle, packte die Waffe fester und drehte mich einmal im Kreis. Mißtrauisch musterte ich den Felsspalt, aus dem die drei Riesenameisen herausgekrochen waren. In den finsteren Schatten dahinter bewegte sich etwas Großes, Glänzendes, Krabbelndes. Aber wenn dort weitere verhinderte Riesenameisen hockten, so hatten sie offensichtlich aus dem Schicksal ihrer drei Kumpel gelernt. Ich war beinahe enttäuscht, daß sich keines der Rieseninsekten mehr blicken ließ.

Trotzdem beendete ich meine Drehung und musterte aufmerksam jeden Quadratzoll meiner Umgebung, ehe ich mich vor einer der drei Ameisen in die Hocke sinken ließ und sie vorsichtig mit der Spitze meines Degens anstupste. Ihr Körper rollte hin und her wie eine leere Hülle. Wie bei dem Ameisenlöwen zuvor war nicht ein Tropfen Blut zu sehen.

Dafür kroch eine fette, schwarzbehaarte Spinne aus dem zerborstenen Brustpanzer hervor.

Eine eisige Hand schien über meinen Rücken zu fahren, als ich das achtbeinige Kriechtier erblickte. Es war eine Tarantel, schwarz, am ganzen Körper behaart und so groß wie meine Hand. Ihre ausdruckslosen Facettenaugen musterten mich mit stummer Feindseligkeit.

Dann sprang sie mich an.

Wie ein pelziger Ball federte das widerliche Tier vom Boden hoch, verfehlte mein Gesicht um Millimeter und prallte gegen meine Schulter. Ihre Beine hakten sich in den Stoff meiner Jacke, und etwas Weiches, widerlich Flaumiges tastete über meine Wange und berührte meinen Mundwinkel.

Ich schrie auf, warf mich zur Seite und schlug in heller Panik mit den Händen nach dem ekelhaften Tier. Ich traf. Die Spinne wurde davongeschleudert, flog zwei, drei Yards weit durch die Luft und prallte mit einem sonderbar weichen Geräusch in den Sand. Einen Moment lang blieb sie benommen hocken, dann drehte sie sich herum und hielt aus glitzernden Augen nach mir Ausschau. Eines ihrer Beine war gebrochen; ein einzelner, glitzernder Blutstropfen schimmerte in ihrem Fell, und die dünnen Fühler rechts und links ihres dreieckigen Insektenmaules zitterten erregt.

Ich brauchte all meine Kraft, den Ekel niederzukämpfen, der mir die Kehle zusammenschnürte. Mein Gesicht fühlte sich besudelt und geschwollen an, wo mich die Spinnenbeine berührt hatten. Meine Lippe war taub, und allein der Gedanke, daß das leise Tasten, das ich darauf verspürt hatte, die Berührung eines Spinnenbeines gewesen war, trieb mich schier in den Wahnsinn.

Wenn es etwas gab, das ich wie die Pest haßte und gleichzeitig vielleicht noch mehr fürchtete als Necron und seine tentaklige Bande, dann waren es Spinnen. Wie jeder Mensch hatte ich einen schwachen Punkt, etwas, bei dem mir keine Logik und kein klares Überlegen mehr nutzten und bei dem irgend etwas in mir schlichtweg ausrastete. Es waren Spinnen. Wenn ich die Wahl hätte, mit einer Tarantel oder einem schlechtgelaunten Berglöwen ein Zimmer teilen zu müssen, würde ich wohl den Berglöwen vorziehen.

Und es war, als lese die Spinne meine Gedanken. Ganz langsam, das gebrochene Bein nachschleifend, kam sie näher. Ihre Beine bewegten sich in einem komplizierten Takt wie Stelzen einer gräßlichen Maschine. Ihre Augen glitzerten. Die winzigen Beißzangen rechts und links ihres Maules zitterten gierig.

Für einen Moment drohte mir vollends die Beherrschung zu schwinden. Eine Woge brüllender Panik überschwemmte meine Gedanken. Dann schien irgend etwas in mir zu zerbrechen. Mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, sprang ich auf die Tarantel zu und stampfte sie in den Boden. Ein trockenes Knacken erklang, dann ein unbeschreiblich widerwärtiges, weiches Geräusch, als presse man einen vollgesogenen Schwamm aus. Mit einem gellenden Schrei sprang ich zurück, den rechten Fuß, mit dem ich die Spinne zertreten hatte, so weit von mir gestreckt wie möglich.

Es dauerte lange, bis Übelkeit und Furcht meine Gedanken so weit losließen, daß ich mir meiner Umwelt wieder bewußt wurde.

Und mein Blick auf die zersplitterte Hülle der Riesenameise fiel.

Sie war aufgebrochen, als hätte eine unsichtbare Kraft das glänzende Chitin von innen heraus gesprengt.

Und aus dem gezackten Riß quollen Spinnen. Taranteln.

Faustgroße schwarze Taranteln.

Hunderte.

Und im gleichen Moment, in dem ich mit einem krächzenden Schrei hochfuhr, formierten sie sich zu einer kribbelnden schwarzen Armee und rasten auf mich zu.

* * *

Reynaud de Maizieres' Herz schlug fast bis zum Zerspringen. Der Wind, der hier oben, rund hundert Meter über dem Wüstenboden, in wütenden Böen fauchte und heiß wie die Hölle war, kam ihm im Augenblick eisig vor, und der gähnende Abgrund vor seinen Füßen erschien ihm wie ein gierig aufgerissenes Maul. Seine Hände zitterten.

»Das... das ist schwarze Magie«, flüsterte er. »Teufelswerk.«

Sein Blick hing wie hypnotisiert am Ende der zerborstenen Brücke. Wo vor Augenblicken noch ein zerfranstes, wie von einem wütenden Drachen abgebissenes Ende gewesen war, setzte sich der steinerne Pfad jetzt fort, in schwindelerregendem Winkel gebogen und ohne irgendeine Abgrenzung oder gar ein Geländer, anderthalb Meter breit und so massiv, wie eine Felsenbrücke nur sein konnte. Aber er hatte doch gesehen, daß der Felsen dort abbrach! Seine Augen sagten ihm, daß es eine Fortsetzung des Steges gab, aber seine Erinnerungen behaupteten das Gegenteil. Er war fest davon überzeugt, daß er wie ein Stein in die Tiefe stürzen würde, wenn er auch nur einen Fuß auf dieses vermeintliche Felsband setzte.

»Nein, Herr, es ist keine Magie«, sagte der Templer neben ihm. Reynaud de Maizieres fuhr herum und starrte ihn aus angstvoll geweiteten Augen an, aber der Mann schüttelte nur sehr ernst den Kopf. »Es ist der einzige Weg, zur Feste Necrons zu gelangen.«

»Aber die... die Brücke war gerade noch... noch nicht da«, keuchte Reynaud.

»Sie war da«, behauptete der Templer. »Nur unsichtbar. Der Herr der Drachenburg ist ein mißtrauischer Mann. Und er ist der König der Lügen und Illusionen. Niemand kann seine Burg betreten ohne seine ausdrückliche Einwilligung. Jeder Versuch, gegen seinen Willen dort einzudringen, wäre tödlich.«

»Und... und du glaubst, wir hätten diese Einwilligung?« fragte Reynaud de Maizieres nervös.

Der Mann deutete mit einem Lächeln auf die kühn geschwungene

Felsbrücke. »Die Tatsache, daß wir die Brücke sehen, beweist es. Kommt jetzt, Herr.«

Reynaud de Maizieres gab sich einen sichtlichen Ruck. Der Templer hatte in ruhigem, ja beinahe besänftigendem Ton gesprochen, und vielleicht war es gerade das, was ihn wieder zur Vernunft brachte. Er war nicht irgendwer, sondern der Anführer dieser Männer; der Mann, den Jean Balestrano als seinen Vertrauten und Repräsentanten zu Necron gesandt hatte. Er durfte sich keine Schwäche leisten.

Trotzdem schlug sein Herz schmerzhaft schnell, als er mit einem Schritt auf die Brücke ins Nichts hinaustrat.

* * *

Ich rannte wie von Sinnen. Die Spinnen waren hinter mir, Hunderte, wenn nicht Tausende der widerwärtigen, krabbelnden schwarzen Ungeheuer, und immer noch quollen mehr und mehr der ekelhaften Tiere aus dem Chitinpanzer der Riesenameise. Der winzige Teil meines Denkens, der noch zu logischer Überlegung fähig war, sagte mir, daß das vollkommen unmöglich war; die Zahl der Tiere, die in dem leeren Panzer Platz gefunden hätten, war bereits um das Zehnfache übertroffen, und noch immer nahm der wirbelnde Strom kein Ende. Aber dem anderen, weit größeren Teil meines Ichs war diese Logik herzlich egal. Die Spinnen waren da, ganz gleich, ob das nun nach allen Regeln des Verstandes möglich war oder nicht, und sie kamen rasend schnell näher.

Mein Vorsprung war auf vielleicht zwanzig Schritte angewachsen, und er dehnte sich beständig weiter aus. Selbst eine noch so wütende Tarantel läuft nicht so schnell wie ein Mensch, dem die Furcht im Nacken sitzt. Aber es waren Tausende Tiere, und ihre Kräfte erlahmten nicht halb so rasch wie die meinen. Mein Atem ging schon jetzt so schnell und ungleichmäßig, daß ich keuchte, und meine Beine schienen mit jedem Schritt schwerer zu werden. Zudem behinderte mich der staubfeine Sand beim Laufen, so daß meine Kräfte mit fast jedem Schritt abnahmen.

Eine Ansammlung rundgeschliffener grauer Felsen tauchte vor mir auf, und aus meinem Rennen wurde ein verzweifelter Zickzacklauf, der mich abermals Kraft – und vor allem Zeit! – kostete, während die Spinnenarmee wie eine braunschwarze Flut einfach über die Felsen hinwegwogte und mein Vorsprung auf etwas weniger als die Hälfte zusammenschmolz. Der Anblick spornte mich noch einmal zu größerer

Schnelligkeit an. Ich ignorierte die pochenden Schmerzen in meiner Brust, setzte mit einem Sprung, den ich unter normalen Umständen niemals geschafft hätte, über einen weiteren Felsen hinweg – und versank bis zur Hüfte im Sand.

Verzweifelt warf ich mich zurück und herum, streckte die Hände nach dem Felsen aus, über den ich gerade hinweggesprungen war – und zog die Arme mit einem Schrei wieder zurück.

Auf dem Stein erschien der haarige Schädel einer Spinne, dann eine zweite, dritte, vierte, fünfte...

Binnen Sekunden verschwand der halb mannshohe Felsbuckel unter einer schwarzen, wogenden Decke. Tausende ausdrucksloser Spinnenaugen starrten auf mich herab. Ein furchtbares Rascheln und Zischen lag in der Luft. Mit verzweifelter Kraft versuchte ich mich aus dem Sand emporzustemmen, um den Spinnen zu entkommen. Es gelang mir nicht. Meine Beine saßen fest wie einzementiert.

Aber die Spinnen griffen auch nicht an.

Rings um mich erschienen weitere der widerwärtigen Insekten. Hunderte, schließlich Tausende, die einen dichten schwarzen Teppich bildeten, der mich von allen Seiten umschloß.

Aber keine einzige kam näher als einen Yard an mich heran.

Und plötzlich begriff ich auch, warum.

Es war nicht meine Wenigkeit, die ihnen einen solchen Respekt einflößte – sondern der zwei Yards durchmessende Fleck von Treibsand, in den ich hineingesprungen war!

Etwas Unsichtbares, Weiches zerrte an meinen Füßen, und plötzlich glitt ich eine Handbreit tiefer, in den Sand. Ich schrie auf, warf mich zurück und machte verzweifelte Schwimmbewegungen mit den Händen, aber alles, was ich damit erreichte, war, noch tiefer in den Treibsand hineinzusinken.

Mit aller Kraft zwang ich mich zur Ruhe. Mein Einsinken hörte dadurch zwar nicht auf, verlangsamte sich aber zumindest ein wenig. Sanfte Wellenbewegungen kräuselten die Oberfläche des Sandes. Die Spinnen huschten hierhin und dorthin. Das Zischeln und Rascheln, mit denen sie ihre haarigen Leiber aneinanderrieben, nahm zu. Und der Zug an meinen Beinen wurde stärker.

Wieder sank ich ein Stück weit in den Boden. Der Treibsand reichte mir jetzt bis an die Achseln, so daß ich die Arme heben mußte. Für einen Moment überlegte ich ernsthaft, den Felsen zu ergreifen und mich lieber den Spinnen zum Kampf zu stellen, als hilflos im Sand zu ersticken, verwarf den Gedanken aber so rasch, wie er gekommen war.

Wieder erfolgte ein sanfter, aber ungemein kraftvoller Ruck an meinen Beinen, und erneut sank ich tiefer in den Sand ein. Noch eine Minute, vielleicht zwei, und ich würde sterben.

Robert! Wach auf!

Die Stimme war direkt in meinen Gedanken. Und es war eine Stimme, die ich kannte. Shadows Stimme!

Ich fuhr hoch – wodurch ich so weit in den Sand hineinglitt, daß er mir jetzt im wahrsten Sinne des Wortes bis zum Hals stand – und starrte aus schreckgeweiteten Augen in die Runde. Hinter der Spinnenarmee war eine Gestalt erschienen, die Gestalt einer Frau mit silbernem Haar, die mit weit ausgreifenden Schritten auf mich zugelaufen kam. Der lebende Teppich zu ihren Füßen schien sie dabei nicht im geringsten zu irritieren, denn sie rannte einfach weiter, ohne auch nur im Schritt innezuhalten.

»Wach auf!« schrie sie immer wieder. »So wach doch auf!«

Aber die Angst hatte mich viel zu fest in ihrem Griff, als daß ich den Sinn dieser Worte auch nur begriff. Schreiend stemmte ich mich noch einmal mit aller Gewalt gegen den saugenden Sand und streckte beide Arme in ihre Richtung. Shadow kam herbeigerannt, stolperte plötzlich und fiel der Länge nach zwischen die Spinnen. Mit einer blitzartigen, wogenden Bewegung schloß sich die schwarze Decke über ihr.

Aber mir blieb nicht einmal Zeit, einen erschrockenen Laut auszustoßen, da sprang sie auch schon wieder auf, rannte weiter und fiel dicht am Rande des Treibsandloches auf die Knie. Spinnen krabbelten über ihr Gewand, hielten sich mit zitternden Beinen in ihrem Haar fest und tasteten nach ihrem Gesicht. Sie schien es nicht einmal zu merken. Mit einem verzweifelten Keuchen warf sie sich vor, ergriff meine Hand und zerrte mich mit einem unglaublich kraftvollen Ruck ein Stück aus dem Sand hervor. Ihre linke Hand griff nach meiner Schulter und krallte sich in den Stoff meiner Jacke.

Eine schwarze, fette Tarantel fiel aus ihrem Haar auf die Schulter und raste mit wirbelnden Beinen über ihren Arm – direkt auf mich zu. In ihren blitzenden Facettenaugen schien ein hämisches Lachen zu

stehen.

Der Anblick ließ meine Selbstbeherrschung vollends zusammenbrechen. Ich schrie auf, riß meine Hand los und schlug Shadows Linke mit einem verzweifelten Hieb beiseite. Gleichzeitig kippte ich nach hinten, von der Kraft meiner eigenen Bewegung abermals in den Sand hineingetrieben.

Diesmal versank ich rasend schnell. Der Treibsand flutete wie scheuerndes Wasser an meinem Leib hinauf, erreichte mein Kinn, stieg weiter, überflutete meinen Mund, verschloß meine Augen; Sand kroch in meine Nase, zwängte sich zwischen meinen verzweifelt zusammengepreßten Zähnen hindurch und floß meine Kehle hinab. Ich wollte husten, konnte es aber nicht. Rote Ringe tanzten vor meinen Augen.

Plötzlich fühlte ich mich gepackt und mit unglaublicher Kraft in die Höhe gerissen, heraus aus dem Treibsand – und mitten hinein in den zuckenden Teppich aus Tausenden von Spinnenleibern!

Halb wahnsinnig vor Panik begann ich um mich zu schlagen. Shadow wollte meine Hand festhalten, aber das Entsetzen gab mir übermenschliche Kräfte. Ich schlug ihren Arm beiseite, versetzte ihr einen Stoß, der sie rücklings taumeln und zum zweiten Male in die Spinnenarmee hineinstürzen ließ, fuhr herum und fiel ebenfalls auf die Knie. Spinnen krochen an meinen Beinen empor, hakten sich mit drahtigen Klauen in meine Kleider, krabbelten in meine Jackenärmel und meine Weste, fingerten nach meinem Haar und meinem Gesicht.

Ich schrie, sprang hoch und begann auf die Biester einzuschlagen. Dutzende von ihnen starben, aber für jede, die ich erschlug, hasteten zehn neue herbei, und plötzlich lief eine schwerfällige, wogende Bewegung durch die gewaltige Masse der Tiere. Dann begann sich das grauenerregende Heer rings um mich zusammenzuziehen. Meine Beine verschwanden bis zu den Waden in der zuckenden schwarzen Masse, dann bis zu den Knien, den Oberschenkeln...

Eine Hand packte mich an der Schulter und riß mich grob herum. Ich sah einen Schatten auf mich zurasen, zog instinktiv den Kopf ein und spürte den brennenden Schmerz einer Ohrfeige. Mein Kopf wurde in den Nacken geworfen. Ich keuchte, verlor das Gleichgewicht und fiel nach hinten, mitten hinein in die wogende Masse der Spinnen.

Der zweite Schlag traf mich, als ich aufspringen wollte. Wieder hörte ich Shadows Stimme irgend etwas schreien, aber ich war von Sinnen

vor Angst.

Plötzlich sah ich ein Gesicht vor mir. Ein uraltes, faltenzerfurchtes Gesicht, Augen, die vor Zorn – aber auch Sorge – zu brennen schienen, aber ich war noch immer zu sehr in Panik, es zu erkennen. Blind vor Angst hob ich die Fäuste und schlug nach diesem Gesicht.

Das letzte, was ich bewußt wahrnahm, war Sitting Bulls Tomahawk, der mit der flachen Seite vor meinen Schädel krachte und mich bewußtlos zusammensinken ließ.

* * *

Der Berg lag noch keine zwanzig Schritte hinter ihnen, aber Reynaud de Maizieres hatte trotzdem das Gefühl, seit einer Ewigkeit über den schmalen, spiegelglatten Fels der Brücke zu balancieren. Der steinerne Pfad führte nicht nur steil in die Höhe, er fiel auch nach beiden Seiten in sanfter Krümmung ab, und zu allem Überfluß war der Felsen so glatt, daß selbst seine groben Stiefel kaum ausreichend Halt fanden. Der Wind zerrte an seinem Haar und seiner Kleidung, und vor ihm, unendlich weit entfernt am Ende der Brücke, wogten Schatten und gestaltlose finstere Dinge.

Reynaud de Maizieres hatte Angst. Eine Angst wie niemals zuvor in seinem Leben. In seinem Mund war ein bitterer Geschmack, und seine Kleidung klebte in großen, dunklen Flecken an seinem Körper. Er wußte, daß er stürzen würde, wenn er den Fehler beging, auch nur einmal in die Tiefe zu blicken. Vielleicht war es wirklich so, wie der Templer gesagt hatte: daß diese Brücke immer da war und nur für die Augen derer, die Necron nicht ausdrücklich in seine Burg einlud, unsichtbar blieb. Für Reynaud de Maizieres jedoch war allein die Vorstellung, über einen Pfad zu gehen, den es in Wirklichkeit vielleicht doch nicht gab, grauenhaft.

Im gleichen Moment, in dem er diesen Gedanken dachte, begannen seine Füße in den Fels zu sinken.

Reynaud de Maizieres blieb mit einem keuchenden Schrei stehen. Seine Augen quollen vor Entsetzen ein Stück aus den Höhlen, als er sah, wie seine Füße im schimmernden Fels verschwanden, als wäre er plötzlich zu Wasser geworden. Er hatte recht gehabt! durchzuckte es ihn. Diese Brücke existierte nicht! Sie war nichts als ein Trugbild, ein Spuk, der ihre Sinne narrte!

Reynaud de Maizieres begann zu schreien. Schneller und schneller sank er in den massiven Fels ein. Unter ihm war kein Boden mehr, nur noch ein schwammiges, weiches Etwas, das immer rascher unter seinem Körpergewicht nachgab! Schon war er bis an die Knie eingesunken, dann bis an die Oberschenkel.

»Bruder Reynaud!« Die Stimme des Templers überschlug sich fast »Du darfst nicht zweifeln! Bei Gott im Himmel, du darfst nicht an der Brücke zweifeln! Sie trägt dich! Der Fels ist massiv!«

Reynaud warf sich mit einem Schrei herum. Seine Hände scharrten über den Fels, suchten verzweifelt Halt, aber da war nichts: Seine Finger glitten durch den schwarzschimmernden Granit hindurch, und er sank immer noch weiter in den Fels ein, war jetzt schon bis zu den Hüften darin verschwunden und stürzte weiter.

Eine Hand packte ihn am Kragen, riß ihn zurück und nach oben. »Du darfst nicht zweifeln!« keuchte die Stimme des Tempelritters. »Es ist Necrons Zauber!

Die Brücke existiert, aber sie verschwindet, wenn du daran zweifelst!«

»Nein!« kreischte Reynaud de Maizieres. Verzweifelt schlug er um sich, versuchte irgendwo Halt zu finden und fegte den Mann, der ihn hielt, dabei um ein Haar in die Tiefe. »Es ist Zauberei!« kreischte er. »Das ist das Werk des Satans! Diese Brücke gibt es nicht!«

Und im gleichen Moment erscholl vor ihm ein gellender Schrei. Vor Reynaud de Maizieres' entsetzt geweiteten Augen stürzte einer der Tempelritter durch den massiven Fels hindurch und verschwand schreiend in der Tiefe...

* * *

Ich lag auf dem Rücken, als ich aufwachte, wie ein Kind im Schoße seiner Mutter mit dem Kopf auf Shadows Oberschenkeln. Ihre Hand lag auf meiner Stirn, und die Berührung war nicht nur zur Beruhigung gedacht. Sie tat irgend etwas mit meinem Geist, was, wußte ich nicht, aber es tat gut. Ich fühlte mich auf sonderbare Weise behütet und sicher.

Etwa eine Sekunde lang.

Dann fielen mir die Spinnen wieder ein und der Treibsand; ich fuhr

mit einem gellenden Schrei in die Höhe.

Shadow packte blitzschnell meine Arme, hielt mich mit erstaunlicher Kraft fest und zwang mich, mich zu beruhigen. »Es ist alles in Ordnung, Robert«, sagte sie. »Keine Angst mehr. Du bist in Sicherheit.«

Einen Herzschlag lang drohten mich trotz ihrer beruhigenden Worte die Erinnerungen zu übermannen. Ich glaubte etwas Schwarzes, Kriechendes zu sehen, das unter dem Sand grub und wühlte, sich mit dünnen, haarigen Beinen in meine Richtung arbeitete, mich anstarrte, gierig, geifernd, mit schnappenden, winzigen Kiefern...

Sitting Bull versetzte mir eine schallende Ohrfeige.

Der Schlag tat weh, aber er riß mich auch in die Wirklichkeit zurück. Der Wahnsinn, der schon wieder nach meinen Gedanken hatte greifen wollen, zog sich übergangslos zurück, und ich wurde mir meiner wirklichen Umgebung bewußt. Ich lag nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, an der ich in die heimtückische Falle des Ameisenlöwen geraten war. Aber weder von dem gewaltigen Sandtrichter noch von seinem hinterhältigen Bewohner oder den drei Ameisen – oder gar den Spinnen! – war auch nur eine Spur zu sehen!

Verwirrt starrte ich Shadow an, dann Sitting Bull. Das Gesicht des alten Sioux war ausdruckslos wie immer. Aber in seinen Augen blitzte ein stummer Zorn. »Was ist... geschehen?« fragte ich stockend.

»Die gleiche Frage wollte ich gerade dir stellen, Blitzhaar«, antwortete Sitting Bull zornig. »Du mußt von Sinnen sein, einfach in die Wüste hineinzulaufen.« Er machte eine heftige Bewegung mit der geballten Faust. »Hätten wir dich nicht gefunden, wärst du jetzt tot.«

»Ihr habt... mich gesucht?« Das war eine reichlich dämliche Frage, wie mir im gleichen Augenblick zu Bewußtsein kam, und Sitting Bull nickte auch wütend.

»Es war nicht sehr schwer, deine Spur zu finden«, grollte er. »Und dich schreien zuhören.«

»Die... Hitze«, begann ich stotternd.

»Es war nicht die Hitze«, sagte Shadow ruhig.

Verwirrt brach ich ab, und auch Sitting Bull runzelte die Stirn und sah die El-o-hym fragend an, aber Shadow dachte nicht daran, ihre

geheimnisvolle Andeutung zu erklären, sondern machte nur eine beruhigende Geste in Sitting Bulls Richtung und wandte sich mit einem fragenden Blick an mich.

»Warum bist du fortgelaufen?« fragte sie.

Ihre Worte brachten mich noch mehr in Verlegenheit. »Ich... muß wohl für einen Moment die Beherrschung verloren haben«, gestand ich. »Ich weiß, daß es ein Fehler war, aber...«

»Nur die Beherrschung verloren?« Shadows Blick wurde fast bohrend. »Das war alles?«

»Nein«, gestand ich. »Ich dachte, ich...« Ich brach ab, schüttelte den Kopf und nahm eine Handvoll Sand auf, um sie durch die Finger rinnen zu lassen. »Ach, zum Teufel, ich habe phantasiert. Die Hitze war wohl zuviel.«

»Was soll das heißen?« hakte Shadow nach. »Was meinst du mit phantasiert?«

»Was man eben damit meint«, antwortete ich kurz angebunden. »Für einen kurzen Moment dachte ich, ich hätte Necrons Burg gesehen.«

»Und bist prompt in die Wüste gerannt«, murmelte Sitting Bull kopfschüttelnd. »Ich verstehe immer weniger, wie es euer Volk schaffen konnte, die Herrschaft über die ganze Welt zu erringen.«

Ein flüchtiges Lächeln huschte über Shadows Lippen. Aber sie wurde sofort wieder ernst. »Du hast nicht phantasiert«, sagte sie ruhig.

»Nicht – Ich fuhr auf, starrte sie an und suchte vergeblich nach Worten.

»Ich habe es auch gespürt«, fuhr Shadow fort. »Es muß ein... eine Art Ruf gewesen sein. Ein magischer Impuls, wenn du so willst.«

Für einen Moment blitzte das Bild, das ich gesehen hatte, noch einmal vor meinem geistigen Auge auf. Necrons Drachenburg, seine schrecklichen schwarzen Krieger, das Gesicht...

»Oder ein Hilferuf«, murmelte ich.

Shadow wirkte plötzlich sehr betrübt. »Wenn du so willst, ja.«

»Dann... dann sind wir der Drachenburg doch nahe gekommen«, stammelte ich aufgeregt. »Es war ein Hilferuf, Shadow. Ein Hilferuf

Priscyllas! Wir… wir sind nicht mehr sehr weit von Necrons Rattennest entfernt.«

»Ich fürchte es«, bestätigte Shadow. Sitting Bull starrte sie an, sagte aber seltsamerweise kein Wort.

Erregt sprang ich auf. »Wir müssen sie suchen!« keuchte ich. »Wir müssen –

»Bleib stehen!« Shadows Worte hämmerten mit solcher Wucht in meine Gedanken, daß ich nicht einmal mehr einen Muskel rühren konnte.

»Was… was meinst du damit?« stammelte ich.

»Sie meint, daß wir diesen Weg nicht nehmen können«, antwortete Sitting Bull an Shadows Stelle. Seine Hand machte eine vage Bewegung nach Osten, dorthin, wo ich die Drachenburg zu sehen geglaubt hatte. »Niemand kann es.«

Shadow nickte bekräftigend. »Sitting Bull hat recht, Robert«, sagte sie. Ihre Stimme klang bedauernd. Und gleichzeitig beinahe erleichtert.

»Was soll das bedeuten?« fragte ich. Die beiden verschwiegen mir etwas, das spürte ich ganz deutlich.

»Ich… habe es schon die ganze Zeit gespürt«, gestand Shadow nach einer sekundenlangen Pause. Plötzlich wich sie meinem Blick aus, als hätte sie nicht mehr die Kraft, mir in die Augen zu sehen. »Und Sitting Bull auch.«

»Was habt ihr die ganze Zeit gespürt?« fragte ich – obwohl ich die Antwort ganz genau kannte. Aber ich wollte es einfach nicht wahrhaben.

»Böse Magie«, sagte Sitting Bull.

»Necrons Nähe«, bestätigte Shadow. »Wir waren nie sehr weit von ihm entfernt. Das Lager, in dem uns der Sturm überraschte, liegt nur wenige Meilen von diesem Punkt entfernt. Du bist im Kreis gelaufen, Robert.«

Ich fegte ihre Worte mit einer zornigen Geste zur Seite. »Ihr habt es gewußt?« keuchte ich. »Ihr habt gewußt, daß die Burg zum Greifen nahe vor uns lag, und nichts gesagt? Ihr…«

»Wir haben es gespürt«, unterbrach mich Shadow. »Beide. Und glaube nicht, daß wir uns die Entscheidung leicht gemacht hätten, Robert. Wir haben lange beraten, ob wir es dir sagen sollten, und uns dagegen entschieden.«

»Aber warum?« Ich schrie fast.

»Um ganz genau das zu verhindern, was nun geschehen ist«, sagte Sitting Bull ruhig. »Wir ahnten, daß du Hals über Kopf losrennen und dich in dein Verderben stürzen würdest.«

»Wo ist sie?« fragte ich, plötzlich sehr leise.

Shadow deutete nach Osten, in die gleiche Richtung wie Sitting Bull zuvor. »Dort«, sagte sie. »Nur noch wenige Meilen entfernt. Aber du kannst nicht dorthin. Niemand von uns kann das.«

»So?« fragte ich, nur noch mühsam beherrscht. »Und warum nicht?«

»Weil –, begann Shadow, wurde aber sofort von Sitting Bull unterbrochen, der mit einer für sein Alter erstaunlich federnden Bewegung auf die Füße kam und nach Osten deutete.

»Versuche es«, sagte er ruhig.

Einen Moment lang starrte ich ihn an, dann schürzte ich trotzig die Lippen, drehte mich mit einem Ruck um und machte einen Schritt in die angegebene Richtung.

Nichts geschah.

Ich warf Sitting Bull und Shadow einen halb wütenden, halb triumphierenden Blick zu und machte einen weiteren Schritt.

Eine rasche, einzeln nicht wahrnehmbare Wellenbewegung schien durch die Wüste zu laufen. Es war, als würden zwei Bilder übereinandergeschoben, die sich durch Details unterschieden, die im ersten Moment nicht einmal sichtbar waren. Dann...

Der Sand dicht vor meinen Füßen begann sich zu bewegen. Ein leises Rascheln und Wispern erklang, und etwas Dünnes, Schwarzbehaartes schob sich durch die körnige, weißgelbe Schicht.

Eine eisige Hand griff nach meinem Nacken und fuhr prickelnd mein Rückgrat hinunter.

Ein zweites Spinnenbein erschien neben dem ersten, dann ein drittes,

viertes, fünftes… schließlich schob sich ein faustgroßer pelziger Ball durch den Sand. Ausdruckslose Facettenaugen starrten mich mit stummer Wut an.

Wieder lief eine rasche, wellenförmige Bewegung durch den Sand, und neben der ersten Tarantel erschien eine zweite. Und irgendwo, sehr weit entfernt, aber rasch näherkommend, begann etwas Schwarzes, Wirbelndes wie eine lebende Decke das Gelb der Wüste zu verschlingen…

Mit einem krächzenden Schrei prallte ich zurück.

Und die Spinnen verschwanden.

Von einer Sekunde auf die andere lag die Wüste wieder so still und tot da wie immer. Nur der Sand tanzte in verspielter Bosheit im Wind. Von den Spinnen war keine Spur mehr zu erblicken…

»Was… was war das?« murmelte ich. Meine Stimme zitterte. Vergeblich versuchte ich mir einzureden, daß es nur eine Täuschung gewesen war, ein Trugbild, hervorgerufen durch die Hitze und den Durst und meine vollkommen überreizten Nerven.

»Dasselbe, was dir zustieß, kurz bevor wir dich fanden«, antwortete Shadow ruhig. Sie stand auf, trat an meine Seite und legte mir die Hand auf die Schulter. Ihr Gesicht war dem meinen plötzlich sehr nahe, und ich spürte eine Woge sonderbar wohltuender Wärme.

»Das, was uns allen zustieße, würden wir weitergehen«, fuhr sie fort.

»Aber ich dachte –

»Du dachtest, es wäre die Erschöpfung, die dich Dinge sehen ließ, die nicht da waren«, unterbrach mich Shadow. Sie schüttelte den Kopf. »Du hast nicht phantasiert, Robert. Nichts von dem, was du erlebt zu haben glaubst, ist wirklich geschehen. Und doch wärest du gestorben, hätten wir dich nicht rechtzeitig gefunden.« Sie deutete nach Osten. »Du bist auf der Suche nach Necron, Robert, aber du kennst nicht einen Bruchteil seiner wahren Macht. Glaubst du wirklich, er ließe es zu, daß man seine Burg durch einen Zufall findet, so wie man auf ein Wasserloch oder eine Goldmine stößt, wenn man nur lange genug sucht?« Sie lachte, aber es klang nicht besonders amüsiert. »Der Herr der Drachenburg weiß sein Territorium sehr wohl zu schützen, Robert. Er hat einen Schirm errichtet, den kein denkendes Wesen zu durchdringen vermag. Nicht einmal ich.«

»Einen... Schirm?«

Shadow nickte. »Vielleicht ist die Bezeichnung falsch, aber das tut nichts zur Sache. Wer immer in den Bereich seiner Magie gerät, verliert den Verstand, Robert. Du hast es am eigenen Leibe erlebt. Der Wahnsinnsschirm ist undurchdringlich, selbst für mich.«

»Du meinst, diese Spinnen und Ameisen waren nicht echt?«

Shadow schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was du gesehen hast. Jeder von uns würde etwas anderes erleben, versuchte er, die Drachenburg auf diesem Wege zu erreichen. Jeder Mensch, jedes lebende Wesen, auch ich, hat irgendeinen Punkt, irgendein ganz privates Grauen, gegen das er hilflos ist. Bei dir sind es Spinnen, bei anderen wären es Ratten, Mäuse, die Angst vor großen Höhen, vor dem Lebendig-begraben-Sein...« Sie machte eine weit ausholende Handbewegung. »Dies hier ist die Grenze, Robert. Was du gespürt hast, war nur ein winziger Teil des namenlosen Entsetzens, das dein Unterbewußtsein für dich bereithält.«.

Es fiel mir schwer, den Sinn von Shadows Worten wirklich zu begreifen. Vielleicht lag es daran, daß ich es gar nicht wollte. »Du meinst, jedem, der... der diesen Punkt überschreitet, wird seine eigene kleine Privathölle bereitet«, murmelte ich. Shadow nickte. Dann fiel mir der Fehler in ihren Worten auf.

»Und du?« fragte ich. »Wieso geschieht dir nichts? Bist du immun gegen die Wirkung dieses... dieses Wahnsinnsschirmes?«

Shadow schüttelte traurig den Kopf. »Nein. Meine Kräfte reichen, die üble Ausstrahlung der Drachenburg zu neutralisieren; hier, dicht an ihrer Grenze. Wärest du hundert Schritte tiefer in ihren Wirkungsbereich geirrt, hätten auch Sitting Bull und ich dich nicht mehr retten können.«

»Aber es muß doch irgendeinen Weg geben!« schrie ich. Shadow blieb ruhig. Sie wußte, daß mein Zorn nicht ihr galt Ich spürte eine Mischung aus Zorn und fast körperlich schmerzender Enttäuschung wie selten zuvor. Und Hilflosigkeit.

»Es gibt einen Weg«, bestätigte Shadow.

Ich fuhr herum. »Wo?« keuchte ich.

»Irgendwo«, antwortete Shadow ernst. »Vielleicht hier, vielleicht zehn Meilen entfernt, vielleicht hundert. Eine Brücke, die durch das Nichts

zwischen den Wirklichkeiten direkt zu Necrons Burg führt. Aber nur die, denen Necron selbst den Weg weist, vermögen sie zu passieren.«

»Dann… dann müssen wir diese verdammte Brücke suchen!«

»Aber das ist doch Wahnsinn«, mischte sich Sitting Bull ein. »Du kannst –

»Kein größerer Wahnsinn, als jetzt umzukehren, so dicht vor dem Ziel!« unterbrach ich ihn wütend. »Zum Teufel, ich denke ja nicht daran, jetzt kehrtzumachen, ausgerechnet jetzt, wo Necrons Rattenloch zum Greifen nahe vor uns liegt!«

»Wir haben keine andere Wahl«, sagte Shadow ruhig. Sie deutete nach Westen. »Bill, Ixmal, Annie und der Professor sind vorausgegangen. Sie werden drei Tage auf uns warten, nicht länger. Allein und ohne Wasser und ausreichende Ausrüstung ist es Selbstmord, uns auf die Suche machen zu wollen. Wir haben nicht einmal genug Wasser, einen einzigen weiteren Tag durchzustehen. Und die Suche kann Wochen dauern!«

Ich wollte widersprechen, aber in diesem Moment erscholl direkt über uns ein gellender, langgezogener Schrei. Sitting Bull, Shadow und ich fuhren in der gleichen Sekunde herum.

Gerade noch rechtzeitig, um den in Weiß und Silber gekleideten menschlichen Körper zu sehen, der keine zwanzig Yards von uns entfernt wie ein Stein aus dem Himmel stürzte und auf den Felsen zerschellte.

Sitting Bull schloß mit einem lautlosen Seufzen die Augen und wandte sich ab, als der Mann mit einem dumpfen, sonderbar weichen Laut auf den Felsen aufschlug, und auch ich wandte mich hastig ab und preßte für eine Sekunde die Lider aufeinander. Nicht, daß ich das Bild des stürzenden Mannes damit wirklich aus meinem Bewußtsein hätte verdrängen können…

Erst als Shadow mit einem halblauten Ruf aus ihrer Erstarrung erwachte und mit weit ausgreifenden Schritten auf den Mann zurannte, bewegten auch Sitting Bull und ich uns wieder.

Der Mann war tot, daran bestand kein Zweifel. Obwohl er mit großer Wucht auf den Felsen aufgeschlagen sein mußte, war er kaum verletzt – äußerlich zumindest. Aus seiner aufgeplatzten Unterlippe sickerte ein wenig Blut, und in seinen weit aufgerissenen, erstarrten Augen stand ein Ausdruck ungläubigen Entsetzens. Zumindest konnte er

kaum mehr Schmerz verspürt haben.

Aber an all das dachte ich kaum, als ich neben Shadow trat und auf den Leichnam herabsah.

Mein Blick hing wie hypnotisiert an dem schneeweißen, ärmellosen Hemd, das der Mann über seinem silbernen Kettenpanzer und den Hosen aus dem gleichen Material trug. Ein weißes Hemd mit einem gleichschenkligen, blutroten Kreuz, das von einem metallbesetzten Gürtel gehalten wurde. An der linken Seite dieses Gürtels hing ein Schwert, zerbrochen beim Sturz, aber noch in der ledernen Hülle steckend, und auf dem Kopf des Mannes prangte eine silbergraue Kappe aus Metallgeflecht.

Der Tote sah aus wie ein Ritter.

Um genau zu sein, wie ein Tempelritter…

Langsam, ganz langsam trat ich zurück, hob den Kopf und blickte nach oben, im gleichen Moment, in dem auch Shadow und Sitting Bull ihre Blicke von dem Toten lösten und in den Himmel hinauf blinzelten.

Wir standen wenige Schritte neben der Flanke des Felsberges; einer Flanke, die gut hundert Yards senkrecht in die Höhe strebte, um dann in eine auswärts gebogene, zerfranste Felsnase überzugehen. Mit einiger Phantasie konnte man darin durchaus den Anfang einer Brücke ausmachen, nur ein Stumpf zwar, aber doch deutlich.

Und ein gutes Stück dahinter, geradewegs in der leeren Luft, marschierten fünf weißgekleidete Gestalten. Unter ihnen war nichts, aber sie gingen so ruhig dahin, als liefen sie auf massivem Fels.

Ich versuchte, die Krümmung der abgebrochenen Felsnase in Gedanken fortzusetzen. Es war schwer, weil wir in gerader Linie darunterstanden, aber wenn sich der Winkel wie der eines Brückenbogens fortgesetzt hätte, hätte er genau dort geendet, wo die fünf Gestalten entlanggingen.

»Was, bei Hastur, ist das?« flüsterte Shadow neben mir.

Es fiel mir schwer zu antworten. Meine eigene Stimme klang wie böser Hohn in meinen Ohren; als ich die Hand hob und auf die weißgekleideten Gestalten der Tempelritter über uns deutete.

»Das, wovon du gerade gesprochen hast, Shadow«, sagte ich. »Die

Brücke. Der Weg zu Necrons Drachenburg.«

* * *

Der Wind war zu einem brüllenden, glühendheißen Sturm angewachsen, so daß Reynaud de Maizieres all seine Kraft und Konzentration brauchte, auf dem spiegelglatten Untergrund der Brücke nicht den Halt zu verlieren und einfach wie ein trockenes Blatt davongeweht zu werden.

Vielleicht war es das, was ihm das Leben gerettet hatte.

Vielleicht waren es auch seine Gebete. Vielleicht beides.

Reynaud verschwendete keinen Gedanken mehr an die Frage, sondern konzentrierte jedes bißchen Kraft, das er noch aufbringen konnte, darauf, einen Fuß vor den anderen zu setzen, sich schräg gegen den Wind zu stemmen und einfach zu gehen. Über massiven, harten Untergrund zu gehen, über Fels, dessen Härte er durch die Stiefelsohlen spürte, der den Wind brach, so daß er heulte und wimmerte wie eine Meute unsichtbarer Wölfe, der da war, so massiv und kompakt wie ein Stück Felsen nur sein konnte.

Reynaud de Maizieres konzentrierte sich auf jede noch so winzige Einzelheit, ertastete mit halb geschlossenen Augen jede mikroskopisch feine Unebenheit der kühn geschwungenen Brücke, jede rauhe Stelle, jeden haarfeinen Riß im Stein, klammerte sich an jeden Schatten, jede Lichtspiegelung auf dem glattpolierten Felsen, alles, was sein Denken davon überzeugen konnte, daß dieser Fels wirklich da war, und nicht nur ein Trugbild.

Eine Ewigkeit – die in Wahrheit sicher nicht mehr als zehn, allerhöchstens fünfzehn Minuten andauerte – schleppte er sich so über den schmalen Felsbuckel. Der wogende Schatten am Ende dieser Wahnsinnsbrücke wuchs allmählich heran, wurde jedoch nicht deutlicher. Nach einer Weile bemerkte er, daß sich die Brücke wie ein bizarrer Viadukt wieder nach unten zu neigen begann, und schon wenige Augenblicke später begann ein gewaltiger Felspfeiler aus der nebeligen Entfernung heranzuwachsen.

Instinktiv beschleunigte Reynaud de Maizieres seine Schritte. Nichts sprach dafür, daß dieser Felspfeiler in irgendeiner Form realer sein sollte als die Brücke, über die er ging, aber allein die Illusion, daß er mit dem Boden verbunden war, daß unter ihm irgend etwas war

außer saugender Leere, erschien ihm wie eine Erlösung.

Als sie näherkamen, sah Reynaud, daß der Pfeiler nicht leer war. Der schmale Steg, der in kühnem Bogen zu ihm hinführte, verbreiterte sich zu einer runden, vielleicht fünfzig Schritte messenden Plattform, an deren beiden äußeren Enden zwei bizarr geformte Türmchen standen. Der Anblick erinnerte Reynaud de Maizieres auf unangenehme Weise an ein Bollwerk. Etwas an ihm war aggressiv, auf schwer in Worte zu fassende Weise.

Und es war nicht nur ein Gefühl. Die kleine Gruppe erreichte das felsige Rund und hielt an, aber kaum hatte der erste Mann den Stein der schimmernden Plattform betreten, da öffneten sich kleine Tore in den Türmen, und etwas wie ein wirbelnder Schatten huschte hinaus.

Reynaud de Maizieres blieb verblüfft stehen. Im ersten Moment war er nicht sicher, ob er wirklich etwas sah, oder ob ihm seine überreizten Nerven schlicht und einfach einen Streich spielten, aber dann kamen die Schatten näher, mit sonderbar gleitenden, flatternden Bewegungen. Ein Splitter von Rot blitzte im wirbelnden Grau auf. Für Bruchteile von Sekunden glaubte Reynaud ein verzerrtes Gesicht zu sehen; eine teuflische Fratze, schmal, rot, gehörnt und mit einem höhnisch verzerrten, dreieckigen Insektenmaul statt eines Mundes. Ein mannslanger Schweif peitschte. Die Luft stank nach Schwefel.

Mit aller Kraft verscheuchte Reynaud de Maizieres die Vorstellung, und im gleichen Moment wurde der Schatten wieder zu einem flackernden, grauen Schemen mit den ungefähren Formen eines menschlichen Körpers. Nur größer. Und irgendwie drohender.

Lautlos trieben die beiden Schattenwesen auf die kleine Gruppe der Tempelritter zu, wie Nebel, den der Wind vor sich herjagt. Reynaud bemerkte, wie die Hände seiner Männer zu den Schwertern krochen, die ihnen gegen diese Schattenwesen ohnehin nichts nutzen würden. In den Gesichtern der vier Krieger stand die gleiche entsetzte Furcht geschrieben, die auch er verspürte.

»Ruhig, Männer«, murmelte er. »Uns kann nichts geschehen. Gott der Herr steht auf unserer Seite.«

War es Einbildung, oder hörte er in diesem Moment wirklich ein ganz leises, unsagbar hämisches Lachen?

Reynaud de Maizieres schüttelte den Gedanken ab, straffte die Schultern und trat den beiden Nebelwesen mit einem entschlossenen Schritt entgegen.

»Gebt den Weg frei!« sagte er so fest er konnte. »Wir kommen als Boten und wollen zu eurem Herrn.«

Die beiden Unheimlichen reagierten nicht, sondern schwebten weiter lautlos und flatternd vor ihm und seinen Männern in der Luft. Was hatte er erwartet?

Abermals glaubte er ein kurzes Flackern von Rot in der grauwirbelnden Masse zu erkennen, und wieder verging der Eindruck, ehe er sicher sein konnte, ihn wirklich gesehen zu haben. Die Nebelgestalten erfüllten ihn mit Angst. Aber er durfte sich nichts davon anmerken lassen. Irgend etwas sagte ihm, daß sein Leben – und das seiner Männer – verwirkt wäre, wenn er sich seine Furcht ansehen ließe.

Zehn, fünfzehn Sekunden lang starrte er die beiden Wesen an, dann hob er – ohne den Blick von den beiden Unheimlichen zu nehmen – die Hand und gab seinen Begleitern das Zeichen zum Weitergehen.

Lautlos wichen die Schattenwesen vor ihm zur Seite.

Aber Reynaud de Maizieres hatte das Gefühl, den Atem der Hölle zu spüren, als er zwischen ihnen hindurchging.

* * *

Es dauerte fast eine Stunde, bis wir einen Weg den Berg hinauf fanden. Dabei waren seine beiden nach Osten gewandten Flanken nicht einmal sehr steil, aber eine Million Jahre Wind und Erosion hatte den Granit so gründlich glattgeschliffen, daß der Versuch, den Berg zu besteigen, dem gleichkam, eine steil geneigte Glaswand hinaufzuklettern. Wir mußten den Berg dreimal umrunden, ehe Sitting Bull – der trotz seines Alters noch immer die schärfsten Augen zu haben schien – plötzlich stehenblieb und auf eine dunkle Linie deutete, die in atemberaubendem Hin und Her den Berg hinauf führte. Ich hatte sie für einen Schatten gehalten, aber das war sie nicht. Es war ein Riß, nicht sehr viel breiter als ein dürrer Finger, und auch nicht sehr viel vertrauenerweckender. Aber der greise Sioux-Häuptling gab mir nicht einmal Gelegenheit, meine Bedenken vorzubringen, sondern begann unverzüglich nach oben zu steigen, und ich mußte ihm folgen, ob ich nun wollte oder nicht.

Es wäre müßig, über die gute halbe Stunde zu berichten, die wir, immer einen Fuß oder eine Hand in den schmalen Riß gekrallt, den

anderen Fuß und die Finger der anderen Hand mit aller Kraft gegen die schräg abfallende Flanke des Riesenfelsens gepreßt, die hundert Meter Höhenunterschied zwischen der Wüste und dem schmalen Sims überwanden. Es war eine sonderbare Art des Bergsteigens, aber es ging erstaunlich gut, sah ich davon ab, daß es eine unglaublich kraftraubende Weise war, einen Felsen zu erklimmen. Aber wir schafften es, und nach einer weiteren halben Stunde und einer viel zu kurzen Rast hatten wir den Berg umrundet und standen vor dem zerborstenen Brückenanfang, den ich von unten aus gesehen hatte.

Natürlich war von den Templern keine Spur mehr zu sehen.

Auch nicht von irgendeiner Brücke oder einem Steg. Die steil in die Höhe strebende Felsnase brach einfach ab, und dahinter lag... nichts.

»Keine Sorge«, sagte Shadow. Meine Gedanken mußten wohl ziemlich deutlich auf meinem Gesicht gestanden haben. »Die Brücke ist da. Sie ist unsichtbar. Aber sie wird uns tragen.«

Ich blickte demonstrativ nach unten, wo der zerschmetterte Leichnam des Tempelritters lag. Prompt wurde mir schwindelig. Es ist eine Sache, gute hundert Yards weit einen Felsen hinaufzukriechen, und eine ganz andere, diese Entfernung dann zu sehen in Form eines schier bodenlosen Abgrundes, der wie ein gierig aufgerissenes Maul auf einen wartet.

Hastig trat ich zurück, bis ich harten Fels in meinem Rücken fühlte, preßte mich dagegen und schloß für einen Moment die Augen. Das Schwindelgefühl verging. Aber ich wußte, daß es wiederkommen würde.

»Bist du... vollkommen sicher, daß dies der richtige Weg ist?« fragte ich.

Shadow nickte. »Es gibt nur diesen einen«, sagte sie.

»Aber er wird bewacht«, fügte Sitting Bull hinzu.

Shadow fuhr zusammen, nickte nervös und sah plötzlich weg.

»Bewacht?« Ich wandte mich an Sitting Bull. »Was meinst du damit?«

»Böse Geister«, antwortete Sitting Bull. Aus dem Mund jedes anderen Mannes hätten diese Worte schlichtweg lächerlich geklungen. Aber daß Sitting Bull sie sagte – und vor allem, wie er sie sagte –, ließ mich schaudern.

»Etwas Böses lauert dort«, fuhr Sitting Bull fort. Er hob die Hand und deutete nach Westen über den zerborstenen Steg hinaus ins Nichts. »Ich weiß nicht, was, aber ich spüre es. Etwas Mächtiges. Wir sollten umkehren.«

Vielleicht hätte ich es sogar getan, denn mit einem Male war ich mir gar nicht mehr so sicher, ob die Beunruhigung, das Gefühl körperloser Bedrohung und meine Nervosität wirklich nur auf Müdigkeit und Erschöpfung zurückzuführen waren. Vielleicht war es das, was Sitting Bull mit seinen »bösen Geistern« gemeint hatte, und vielleicht hatten Shadow und er recht und wir rannten mit offenen Augen in den Tod – oder Schlimmeres –, wenn wir diese unsichtbare Brücke betraten. Ja, vielleicht hätte ich in diesem Moment ausnahmsweise einmal auf die Stimme der Vernunft gehört und das Richtige getan, hätte sich nicht Shadow in diesem Moment ebenfalls an mich gewandt und zustimmend genickt.

»Sitting Bull hat recht«, sagte sie mit einer Geste auf die abgebrochene Brücke. »Das dort ist ein Weg ohne Umkehr, Robert. Es gibt kein Zurück mehr, wenn wir ihn einmal betreten haben. Überlege es dir noch einmal, Robert. Ich verstehe, daß du Priscylla liebst, aber ist sie es wert, daß du dein Leben ihretwegen wegwirfst?«

Ihre Worte trafen mich wie ein Hieb, und Shadows Gesichtsausdruck nach zu urteilen, schien sie im gleichen Moment wie ich zu begreifen, daß sie wohl das genaue Gegenteil dessen bewirkt hatte, was sie eigentlich wollte. Aber es war zu spät.

Eine Woge heißen Zornes schoß in mir hoch und fegte auch noch den letzten Rest klarer Überlegung beiseite. »Ach, du verstehst also, was ich fühle?« fragte ich. »Glaubst du das wirklich? Oder sagst du es einfach nur so dahin?«

»Robert, es tut mir leid, ich –

Mit einer wütenden Bewegung schnitt ich ihr das Wort ab. »Ich bezweifle, daß du verstehst, was das Wort Liebe überhaupt bedeutet«, sagte ich hart. »Ich liebe Pri, Shadow, und ich werde sie aus Necrons Klauen befreien, ganz egal, was es mich kostet. Aber das ist etwas, das du niemals begreifen wirst.«

Meine Worte waren hart und verletzend, und sie sollten es sein. Ich war wie von Sinnen. Ein Teil von mir erkannte ganz klar, daß ich mich wie ein kompletter Idiot benahm und Shadows Sorge um mich aufrichtig gewesen war. Aber es gab einen anderen, viel stärkeren Teil

in mir, dem diese Überlegungen herzlich egal waren, der nur registrierte, daß Shadow nun ebenfalls Position gegen Pri bezogen hatte, und der sich schützend vor sie warf. Vielleicht war es nicht mehr als Trotz. Alle – selbst Howard und Rowlf, die vielleicht die einzigen wirklichen Freunde waren, die ich jemals gefunden hatte, waren gegen Pri, sie waren es immer gewesen und würden es immer sein. Und nun auch Shadow. Allein die Enttäuschung über diese Erkenntnis ließ mich innerlich aufschreien.

Und Shadow schien ganz genau zu spüren, was in mir vorging, denn sie starrte mich beinahe entsetzt an, und für einen Moment glaubte ich fast so etwas wie Tränen in ihren Augen zu sehen. Aber das mußte eine Täuschung sein.

Engel weinen nicht...

Ohne ein weiteres Wort fuhr sie herum, lief mit weit ausgreifenden Schritten zum Ende der Felsbrücke und blieb stehen. Ihre Schultern zuckten.

Und plötzlich wurde mir klar, wie schäbig ich mich verhalten hatte. Shadow hatte um meinetwegen vielleicht mehr aufgegeben, als ich ermessen konnte, und ich dankte es ihr, indem ich sie verletzte. Und nicht zum erstenmal.

Aber ich war trotz allem zu stolz, zu ihr zu gehen und sie um Entschuldigung zu bitten. Vielleicht wäre alles anders gekommen, hätte ich es getan. Aber ich tat es nicht, und diese winzige Entscheidung sollte mein gesamtes Leben verändern, mehr, als ich in diesem Moment auch nur zu träumen wagte.

»Du irrst dich, Blitzhaar«, sagte Sitting Bull leise. Er wirkte ernst.

»Womit?« fragte ich.

»In ihr.« Er deutete auf Shadow. »Sie weiß, was es heißt zu lieben. Mehr als du ahnst, du Narr.« Und damit wandte er sich um und trat rasch an Shadows Seite.

Ich sah, wie die El-o-hym seine Hand ergriff, und abermals flammte ein absurder Zorn in mir auf, diesmal ohne daß ich mir das Gefühl selbst erklären konnte. Aber die Berührung Shadows war so fest und selbstverständlich, daß sie mich einfach in Rage brachte.

Was war das? dachte ich erschrocken. Eifersucht?

Lächerlich.

Shadows Gestalt und die Sitting Bulls spannten sich. Ich konnte direkt sehen, wie die beiden sich konzentrierten.

Und dann war die Brücke da.

Es ging unglaublich schnell. Von einer Sekunde auf die andere spannte sich dort, wo vorher nichts gewesen war, ein massives Band aus schwarzem, wie poliert schimmerndem Stein!

Shadow blieb noch einen Herzschlag lang stehen, dann ließ sie Sitting Bulls Hand los, trat mit einem entschlossenen Schritt auf die Brücke hinaus und wandte sich um. »Komm. Wir haben nicht viel Zeit.«

Gehorsam folgte ich ihr, blieb aber dicht vor der nunmehr verschwundenen Kante des Felspfeilers stehen und setzte prüfend den Fuß auf den Stein, wie um mich davon zu überzeugen, daß er auch wirklich da war und nicht bloß ein Trugbild.

Und tatsächlich glaubte ich im ersten Moment kaum Widerstand zu fühlen, allerhöchstens etwas ganz Weiches, Schwammiges, das unter meinem Fuß davonhuschte…

»Was soll das?« fragte Shadow ärgerlich. »Der Fels ist massiv, keine Sorge. Daß er nicht zu sehen war, ist nur ein weiterer Trick Necrons.«

Im gleichen Moment spürte ich harten Granit unter den Füßen.

Wir gingen los.

* * *

Sie hatten die Bürg erreicht; Reynaud wußte nicht, nach wie vielen Stunden. Aus den wahnsinnig machenden Nebeln am Ende der Brücke waren Schatten geworden, dann massiver Fels und… Dinge, die Reynaud de Maizieres’ Augen sah, die sein Verstand sich aber weigerte zu erkennen.

Er war dem Wahnsinn nahe, im wortwörtlichen Sinne. Er konnte den Atem Satans, der wie ein unsichtbarer schwarzer Odem über dem schmalen Felssims lag, überdeutlich spüren. Dies alles hier war das Werk des Antichristen, davon war Reynaud in diesem Moment vollkommen überzeugt. Er verstand nicht mehr, wie sich Bruder Jean jemals mit dem Herrn dieser Feste verbünden konnte, ganz gleich,

gegen welchen Gegner es ging, um welchen Einsatz.

Trotzdem würde er seinen Auftrag erfüllen. Und danach würde er Antworten von Jean Balestrano verlangen. Sehr stichhaltige Antworten.

Hinter ihm trat der letzte Templer von der Brücke herab und ließ sich mit einem erleichterten Seufzer auf den massiven Fels sinken, über dem sich die Drachenburg erhob. Reynaud de Maizieres konnte das erleichterte Aufatmen des Mannes nur zu gut verstehen. Auch er hatte den Boden geküßt, als er von der Brücke getreten war, und auch er verspürte noch immer den eisigen Griff der Angst, die ihn beinahe um den Verstand gebracht hätte. Reynaud de Maizieres schämte sich dieser Angst nicht. Er hatte gelernt, daß Furcht etwas Natürliches, ja, Nützliches war, dessen man sich nicht zu schämen brauchte, sondern dessen man sich im Gegenteil bedienen konnte. Und wo die finstere Magie des Teufels im Spiele war, was nutzten da noch menschlicher Mut und menschliche Tapferkeit?

Er schüttelte den Gedanken ab und versuchte, sich ganz auf seine Aufgabe zu konzentrieren. Es war schwer, aber es ging. Mühsam, denn jeder Schritt war wie ein Schritt in die Hölle und verlangte schier übermenschliche Willenskraft von ihm, wandte er sich um und trat auf das gewaltige Tor in der Form eines aufgerissenen Drachenmaules zu. Seine Hände zitterten so stark, daß er sich einen Moment allen Ernstes fragte, ob er noch die Kraft aufbringen würde, die Arme zu heben und an das Tor zu klopfen. Dahinter, davon war er felsenfest überzeugt, lauerte die Hölle. Oder etwas Schlimmeres.

Aber die Entscheidung wurde ihm abgenommen. Er war noch zwei Schritte vom Tor entfernt, da ballte sich etwas vor ihm in der Luft zusammen, ein grauer, hin und her wogender Schemen, wie brodelnder Nebel, aber von den ungefähren Umrissen eines menschlichen Körpers. Mit einem krächzenden Schrei prallte Reynaud de Maizieres zurück und senkte die Hand auf das Schwert.

Der Nebel verdichtete sich weiter. Einen Moment lang schien so etwas wie ein wirbelnder Mahlstrom zu entstehen, ein Strudel, der Materie aus dem Nichts heraus ansaugte – und dann standen Reynaud de Maizieres und seine vier Begleiter einem Mann gegenüber.

Zumindest vermutete Reynaud, daß es ein Mann war.

Die Gestalt war sehr groß, ohne freilich ein Riese zu sein, und von Kopf bis Fuß in schwarze Tücher gehüllt, die nur einen kaum

fingerbreiten Streifen über Augen und Nasenwurzel freiließen. Die Haut, die Reynaud de Maizieres sah, war sehr dunkel, die Augen groß und stechend. Es waren Augen, unter deren Blick sich Reynaud de Maizieres fast sofort unwohl zu fühlen begann. War dies einer der schrecklichen Drachenkrieger, vor denen ihn Bruder Balestrano gewarnt hatte? Er wußte nicht genau, was er erwartet hatte, vielleicht wirklich einen Drachen, vielleicht... irgend etwas eben, aber nicht das.

Aber er versuchte, sich nichts von seiner Verwirrung anmerken zu lassen, sondern straffte die Schultern und trat mit einem schon fast übermäßig festen Schritt auf den so plötzlich aus dem Nichts aufgetauchten Fremden zu.

»Mein Name ist Reynaud de Maizieres«, begann er. »Ich komme –

»Ich weiß, warum du kommst, Bruder Reynaud«, unterbrach ihn der Fremde. Das schwarze Tuch vor seinem Gesicht bewegte sich, als er sprach. Er hatte eine sehr unangenehme Stimme. Sie klang, als benutze er sie nicht sehr oft.

Bruder? dachte Reynaud de Maizieres verstört. Wieso redete ihn dieser Diener des Satans auf die vertraute Art des Ordens an?

»Mein Herr Necron erwartet dich und deine Begleiter«, fuhr der Fremde fort. »Aber er bittet euch, sich noch eine kurze Weile zu gedulden.«

»Warum?« fragte Reynaud de Maizieres, alle Regeln der Höflichkeit vergessend.

»Es steht dir nicht zu, nach dem Warum zu fragen, wenn Necron entscheidet«, entgegnete der Drachenkrieger scharf. »Ich will dir deine Frage trotzdem beantworten, aber merke es dir für die Zukunft.«

Reynaud starrte den Drachenkrieger an und schwieg, und nach einer Weile hob dieser den Arm und deutete auf die Brücke. »Ihr seid nicht die einzigen, die Einlaß in Necrons Burg verlangen«, sagte der Schwarzgekleidete. »Doch dieses Tor öffnet sich nicht oft. Ein mächtiger Zauber schützt es vor jedem, der sich ihm nähert. Seht unserem Herrn deshalb nach, daß er euch bittet, euch noch zu gedulden, bis seine anderen Gäste eingetroffen sind.«

»Seine anderen Gäste? Wer soll das sein?« fragte Reynaud scharf.

Für einen winzigen Moment schien es in den Augen des Schwarzgekleideten fast spöttisch aufzublitzen. Aber seine Stimme

klang so ruhig und ausdruckslos wie zuvor, als er antwortete: »Sie sind euch nicht fremd, Reynaud de Maizieres. Ihr werdet sie wiedererkennen. Geduldet euch.«

Und damit verschwand er, auf die gleiche unheimliche Art, auf die er erschienen war.

Aber es dauerte lange, bis Reynaud de Maizieres den Blick von der Stelle löste, an der er gestanden hatte, und sich wieder der Brücke zuwandte. Sie war leer. Noch.

* * *

Die Burg war nähergekommen. Wo zu Anfang nur wogende, undeutliche Entfernung gewesen war, waren bald Schatten erschienen, etwas wie eine gigantische Wolke aus grauem Nebel, dann ein gigantischer, auf unheimliche Weise falsch wirkender Umriß, der mit jedem Schritt um eine Winzigkeit heranwuchs, aber auf absurde Weise nicht deutlicher wurde.

Jetzt lag die Drachenburg Necrons nur mehr wenige hundert Schritte vor uns, allein getrennt von einem Stück schwarzer Granitbrücke und dem letzten der gewaltigen Felspfeiler, die die bizarre Konstruktion trugen.

Es waren sehr sonderbare Pfeiler, schwarze, absolut lotrecht aufstrebende Steingiganten, die an ihrem oberen Ende wie riesige Pilze auseinanderstrebten und gleichmäßig geformte, runde Plattformen bildeten, auf denen wir ab und zu einen Moment ausgeruht hatten. Auf manchen dieser Plattformen erhoben sich bizarr geformte Türmchen wie Tropfen aus erstarrter, glitzernder Lava. Und irgendwie spürte ich, daß sie nicht leer waren. Es war das Gefühl, angestarrt, nein schlimmer noch, belauert zu werden. Und die nervösen Blicke, die Sitting Bull auf die sonderbaren Gebilde geworfen hatte, sagten mir deutlich, daß ich mit diesem Gefühl nicht allein stand.

Jetzt standen wir auf der letzten dieser Plattformen, hundert Yards über dem Wüstenboden. Ohne daß es eines Wortes bedurft hätte, hatten wir im gleichen Moment haltgemacht, wie um noch einmal Kraft für das letzte Stück des Weges zu sammeln.

Ich war ganz ruhig. Ich stand am Ende meiner schier endlosen Suche nach Priscylla und Necrons Versteck, aber ich fühlte weder Erregung

noch Nervosität oder gar Furcht. Allenfalls ein wenig Verwunderung, daß wir überhaupt bis zu diesem Punkt gelangt waren, ohne mindestens ein Dutzend Male auf ebenso viele verschiedene Arten umgebracht worden zu sein.

Oder wenigstens angegriffen. Nach dem schier unglaublichen Aufwand, den Necron betrieben hatte, seine Burg vor ungebetenen Besuchern zu schützen, war es einfach unmöglich, daß ihm unsere Annäherung entgangen sein sollte. Im Grunde gab es nur zwei halbwegs befriedigende Erklärungen für dieses Rätsel. Die eine war, daß er im Augenblick so mit anderen Dingen beschäftigt war, daß ihm unsere Annäherung herzlich egal war. Die andere, daß er uns absichtlich so weit hatte kommen lassen.

Ich war mir nicht ganz sicher, welcher dieser beiden Möglichkeiten ich den Vorzug geben sollte...

»Gehen wir weiter«, sagte Shadow leise. Ihre Stimme klang jetzt eindeutig nervös. Ich zog es vor, lieber nicht darüber nachzudenken, was dazu nötig war, ein Wesen von der Macht und Unverwundbarkeit einer El-o-hym nervös werden zu lassen, sondern nickte nur wortlos und folgte ihr und Sitting Bull.

Besser gesagt, ich wollte es.

Denn im gleichen Moment, in dem Shadow die unsichtbare Grenzlinie zwischen den beiden Lavatürmchen überschritt – erschien die Drachenburg.

Wie ein fürchterlicher Spuk schälte sie sich aus dem Nichts.

Und der Anblick war so unglaublich, daß ich zurückprallte und einen entsetzten Schrei ausstieß.

Die grauen Schwaden trieben auseinander, als wäre ein Sturm in sie gefahren, und offenbarten uns ein geradezu ungeheuerliches Bild.

Necrons Burg war ein Alptraum. Ihre genaue Form war schwer zu erkennen und noch schwerer in Worte zu fassen. Die zahllosen Türmchen, Erker, Zinnen, Wehrgänge, Dächer und Mauern, die in Schwarz und schmutzigem Gold und grau gewordenem Silber schimmerten, folgten keiner einheitlichen Linie oder gar etwas, das auch nur annähernd mit dem Wort Architektur hätte beschrieben werden können. Sie sahen aus, als hätte ein Gigant diese Ansammlung bizarrer Gebäude gepackt und so lange geknetet und ineinandergestaucht, bis dieses Alptraumgebilde daraus entstanden

war, ein entsetzliches Ding, dessen bloßer Anblick mich schwindeln ließ. Es war eindeutig die Arbeit von Menschen, die ich sah, aber auf ihre Weise war ihr Anblick so unangenehm wie die sinnverdrehende Architektur der GROSSEN ALTEN.

Der einzige Teil dieser Irrsinnsburg, der einigermaßen symmetrisch oder wenigstens einer erkennbaren Form folgend gebaut war, waren die Mauern.

Was nicht hieß, daß ihr Anblick weniger erschreckend gewesen wäre.

Im gleichen Moment, in dem ich sie sah, wußte ich, woher die Drachenburg ihren Namen hatte. Ihre Mauern waren Drachen.

Steinerne Drachen, deren hochgereckte Schädel, hundert-, hundertfünfzig Fuß über dem Boden und mit weit aufgerissenen Mäulern, die vier Ecktürme der Burg bildeten. Ihre steinernen Schwingen waren im Winkel von jeweils fünfundvierzig Grad abgespreizt, als hätten sie gerade Schwung geholt, sich in die Luft zu schwingen, und bildeten so, sich jeweils in der Mitte treffend, die vier Mauern der Burg. Am Treffpunkt dieser Flügel befand sich jeweils ein gewaltiges Tor in der Form eines aufgerissenen Drachenmaules. Selbst über die noch große Entfernung hinweg fiel mir auf, wie unglaublich kunstfertig die gewaltigen Tiere aus dem Stein gemeißelt worden waren.

Shadow berührte meine Hand und deutete auf das der Brücke genau gegenüberliegende Tor in der bizarren Mauer.

Auf dem schmalen steinernen Sims, der der eigentlichen Burg vorgelagert war, standen fünf weißgekleidete Gestalten. Die Entfernung war noch zu groß, sie deutlicher denn als winzige Spielzeuggestalten erkennen zu lassen; aber was ich sah, reichte aus, meinen Verdacht zu bestätigen. Die Männer trugen weiße Kleider, auf deren Brust und Rückenteil große gleichschenklige Kreuze in blutroter Farbe glänzten.

Die Ordenstracht der Tempelritter...

Wir gingen weiter.

Und im gleichen Moment begann der Angriff der Schatten.

* * *

Die Gestalten – zwei Männer und eine Frau, so viel konnte Reynaud erkennen – waren im Laufe der letzten Minuten nähergekommen, dann aber, wie er und seine vier Begleiter zuvor, auf dem letzten der Brückenpfeiler stehengeblieben. Reynaud konnte sich lebhaft vorstellen, welches Entsetzen sie empfinden mochten; schließlich war es ihm und seinen Leuten nicht anders ergangen, als auch sie jenen letzten Brückenpfosten erreichten und die Wahnsinnsburg jäh aus dem Nichts erschienen war.

Reynaud de Maizieres konnte keinen der drei wirklich erkennen, und trotzdem las er eine Menge aus ihrem Näherkommen heraus. Zum einen, daß sie wie er zum ersten Male hier waren, denn sonst wären sie kaum stehengeblieben und hätten minutenlang fasziniert die Schreckensburg betrachtet. Zum anderen, daß sie nicht unbedingt Freunde des Zauberers waren. Ihre Bewegungen, selbst die Art, in der sie nur dastanden, waren die von Menschen, die Angst hatten.

Reynaud überlegte, ob er ihnen entgegengehen und sie begrüßen sollte. Wer immer diese Fremden waren, es waren wenigstens Menschen, keine körperlosen Geister, die aus dem Nichts auftauchten und ebenso wieder verschwanden. Und wenn sie wirklich Feinde Necrons waren, so waren sie potentiell seine Verbündeten.

Ganz gleich, was Bruder Jean ihm gesagt und befohlen hatte, er spürte instinktiv, daß Necron niemals zu einem treuen Bundesgenossen des Ordens werden würde. Ebenso wie er instinktiv spürte, daß sie nicht hier sein sollten; daß nur Böses aus dieser unseligen Allianz erwachsen konnte.

Und dann geschah etwas, was Reynaud de Maizieres' Überlegungen mit einem Schlag über den Haufen warf:

Aus den beiden Lavatürmchen, zwischen denen die drei Fremden standen, quollen Schatten. Brodelnd wie grauer Rauch legten sie sich über die Felsplattform, begannen die drei Gestalten zu umkreisen, schneller und schneller zu wirbeln – und griffen sie an!

De Maizieres war viel zu weit entfernt, irgendwelche Einzelheiten zu erkennen; aber der wilde, fast lächerlich wirkende Tanz, in den das reglose Starren der drei Personen mit einem Male überging, ließ nur einen einzigen Schluß zu. Anders als ihn und seine Begleiter ließen die körperlosen Wächter dieser Brücke jene drei nicht passieren, sondern griffen sie mit all ihrer dämonischen Macht an!

Eine einzige, aber schier endlose Sekunde lang stand Reynaud de

Maizieres reglos da und sah der entsetzlichen Szene zu, dann zuckte seine Hand fast ohne sein bewußtes Zutun zum Schwert. Mit einem Satz war er am Rand der Brücke und winkte seinen Kriegern, ihm zu folgen.

Drei der vier Männer gehorchten, so stumm und präzise, wie es Tempelherren zu tun gewohnt waren. Auch der vierte zog seine Waffe, regte sich aber nicht von der Stelle.

»Worauf wartest du?« fauchte Reynaud. »Wir müssen ihnen helfen!«

Der Mann nickte, lief aber noch immer nicht los. Seine Zungenspitze fuhr nervös über seine Lippen.

»Es wird... Necron nicht recht sein, wenn wir uns in diesen Kampf einmischen«, sagte er zögernd. »Ich bitte dich, Bruder, bedenke, daß wir als Gäste hier sind, während jene« – er deutete auf die drei von Schatten umtanzten Gestalten – »wohl Eindringlinge sind!«

»Eindringlinge oder nicht!« schnappte Reynaud de Maizieres wütend. »Welche Rolle spielt das? Es sind Menschen!«

»Wir könnten unsere Mission gefährden, würden wir uns einmischen, Bruder«, sagte nun auch einer der anderen Krieger.

»Dann gefährden wir sie eben!« schrie Reynaud de Maizieres. »Muß ich euch an euren Eid erinnern, Brüder? Dort kämpfen Menschen gegen die Geschöpfe Satans!«

Und diese Worte wirkten. Der Zweifel in den Blicken der Tempelritter erlosch übergangslos. Ihre Hände schlossen sich fester um die Schwerter.

Reynaud de Maizieres rannte los so schnell er konnte. Er verschwendete nicht einmal einen Gedanken an die Tatsache, daß ihn der Fels, über den er stürmte, noch vor Minuten mit Entsetzen erfüllt hatte. Alles, woran er denken konnte, waren die drei menschlichen Gestalten dort vorne, die von den Dämonen der Hölle bedrängt wurden.

Reynaud de Maizieres betete, daß sie nicht zu spät kommen würden.

* * *

Es ging so schnell, daß ich hinterher nicht einmal zu sagen wußte, in

welcher Reihenfolge sich die Ereignisse wirklich abgespielt hatten. Von einem Augenblick auf den anderen waren wir von Schatten umkreist, wirbelnden Fetzen aus grauem Nichts, die mit gierigen Armen nach uns zu greifen schienen. Kälte hüllte uns ein, und ein durchdringender, an- und abschwellender Ton marterte mein Gehör.

Dann berührte einer der Fetzen Sitting Bull.

Der alte Sioux schrie auf, schlug die Hände vor das Gesicht und brach in die Knie. Ich fuhr herum und wollte die Hände nach ihm ausstrecken, aber im gleichen Augenblick erreichten die wirbelnden Nebel auch mich.

Es war wie eine getreuliche Wiederholung des Wahnsinns, der mich schon einmal gepackt gehabt hatte.

Die Brücke, der Fels, die Plattform, die wirbelnden Schatten, das alles verschwand von einer Sekunde auf die andere, und ich glaubte mich auf einer gewaltigen, vollkommen leeren Ebene zu befinden. Leer bis auf ein gewaltiges Netz, schimmernd wie versponnenes Silber.

Das Netz einer Spinne.

Ich war in diesem Netz gefangen, verstrickt in die klebrigen Fäden, die nicht sehr viel dicker als Haar waren, mich aber wie stählerne Taue festhielten.

Und von überallher kamen die Spinnen heran.

Keine Taranteln mehr, sondern widerliche, gigantische Dinger mit Leibern so groß wie warzig aufgedunsene Fußbälle, Beinen so lang wie mein Unterarm und rasiermesserscharfen Fängen, die gierig klapperten. Mit unglaublicher Schnelligkeit turnten sie an den straff gespannten Seilen des Netzes heran, kamen von allen Seiten auf mich zu. Ich war mir der Tatsache vollkommen bewußt, daß dies alles nicht Wirklichkeit war, nur eine Illusion, der Wahnsinnsschirm Necrons, der mich mit den schlimmsten Schrecken meines Unterbewußtseins konfrontierte, aber dieses Wissen nutzte rein gar nichts, denn ich sah die Spinnen, hörte das Rasseln und Zischeln ihrer behaarten Beine, konnte ihren Geruch riechen, spürte, wie das Netz unter meinem Gewicht zu erzittern begann, als ich mich hin und her warf. Ich schrie so laut und gellend, daß meine Kehle zu zerreißen schien, zerrte mit aller Kraft an den klebrigen Fäden des gigantischen Netzes und verstrickte mich so nur noch tiefer darin. Die Spinnen kamen näher, näher und näher…

Sie erreichten mich nicht.

Eine Hand ergriff die meine, irgend etwas tastete nach meinem Geist und schirmte ihn ab, und der Spuk erlosch so übergangslos, wie er gekommen war. Mit einem keuchenden Schrei fiel ich neben Shadow auf die Knie, schlug die Hände vor die Augen und versuchte, mich mit aller Gewalt zur Ruhe zu zwingen.

Es war alles nur Illusion! dachte ich verzweifelt. Nur eine Illusion! Ein Trugbild!

Immer und immer wieder hämmerte ich mir diese Worte ein, und ganz allmählich begann sich mein Herzschlag zu beruhigen.

Aber mit dieser Ruhe kam auch ein neuer Schrecken daher. Shadow hatte mich zum zweitenmal vor dem tödlichen Einfluß von Necrons Wahnsinnsschirm gerettet. Aber für den Bruchteil einer Sekunde, als sich unsere Finger berührt hatten, hatte ich in ihren Geist gesehen, und was ich dort erblickt hatte, war fast noch schlimmer gewesen als die Visionen, die mich quälten. Vielleicht, weil ich diesen Anblick niemals erwartet hatte.

Mühsam sah ich auf. Shadows Augen waren weit vor Entsetzen, und ich begriff, daß sie wissen mußte, was ich erlebt hatte.

Aber ich kam nicht dazu, auch nur ein Wort hervorzubringen, denn der Wahnsinn hatte keineswegs ein Ende. Im Gegenteil. Er schien erst zu beginnen.

Die tödlichen Nebel hatten sich zurückgezogen, aber fast im gleichen Augenblick platzten die beiden Lavatürme wie unter unsichtbaren Hammerschlägen auseinander, und aus ihrem Inneren quollen die entsetzlichsten Wesen, die ich jemals gesehen hatte: groteske, mehr als zwei Meter große Karikaturen menschlicher Gestalten, vierarmige, grüngeschuppte Dinger ohne Gesichter, die nur aus Zähnen und Klauen zu bestehen schienen.

Sitting Bull, der den neu aufgetauchten Angreifern am nächsten war, zerrte seinen Tomahawk aus dem Gürtel und ging beherzt auf das erste der insgesamt vier Scheusale los. Das Ungeheuer taumelte, als die steinerne Klinge der Waffe seine Schulter traf. Aber anstatt zusammenzubrechen oder wenigstens zurückzutorkeln, schlug es mit dem anderen Arm nach Sitting Bull, prellte ihm die Waffe aus der Hand und schleuderte ihn mit dem nächsten Hieb zu Boden. Mit einem triumphierenden Kreischen setzte es ihm nach, die Krallen zum entscheidenden Hieb erhoben.

Wieder war es Shadow, die Sitting Bull rettete. Ohne einen Laut stürzte sie vor, umschlang die Bestie von hinten mit den Armen, riß sie in die Höhe und schleuderte sie davon. Das Ungeheuer prallte gegen eines der anderen Monster und riß es mit sich von den Füßen.

Aber es war nur eine kurze Atempause, denn schon stürmten die beiden anderen Bestien heran. Shadow stellte sich einer von ihr in den Weg, während ich meinen Stockdegen aus der Hülle zerrte und mich dem vierten Angreifer stellte.

Es war ungefähr so aussichtsreich wie der Versuch, einen wütenden Elefantenbullen mit einer Kuchengabel aufhalten zu wollen. Das Monstrum walzte heran, rannte geradewegs in meinen vorgestreckten Degen hinein – und lief weiter. Die Spitze meiner Waffe vermochte seine Schuppenhaut nicht einmal zu ritzen! Der Degen bog sich durch, flog mit einem sirrenden Laut zur Seite und wurde mir aus der Hand geschlagen. Eine halbe Sekunde später ging ich unter dem Ansturm des Scheusals zu Boden.

Instinktiv zog ich den Kopf zwischen die Schultern, wälzte mich herum und hörte, wie harte Krallen den Felsen aufrissen, genau dort, wo ich eine halbe Sekunde zuvor noch gelegen hatte. Ich versuchte auf die Füße zu kommen, erhielt einen Schlag gegen die Seite, der mich davonschleuderte, und sah den mißgestalteten Leib eines der Alptraummonster über mir aufragen. Seine Arme waren gespreizt, die Krallen wie Zinken einer stählernen Gabel auf mein Gesicht gerichtet...

Aber der Hieb, auf den ich wartete, kam nicht.

Das Ungeheuer erstarrte.

Aus seiner Brust ragte ein fingerlanges, stählernes Dreieck. Langsam, als würde es von unsichtbaren Fäden gehalten wie eine Marionette, brach es in die Knie, drehte sich halb um seine Achse und fiel vollends nach vorne.

Die drei anderen Ungeheuer überlebten es nur um Sekunden.

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, wer die weißgekleideten Gestalten waren, die wie aus dem Nichts aufgetaucht und unter Necrons Ungeheuer gefahren waren. Die Templer, die wir am Tor der Drachenburg gesehen hatten! Sie mußten den Kampf beobachtet und zu unseren Gunsten eingegriffen haben.

Die fünf Männer ließen den Bestien nicht die Spur einer Chance. Ihre

Schwerter durchbrachen die Panzerhaut der Monster und töteten sie auf der Stelle.

Als ich mich auf die Knie erhob, war der Kampf bereits vorüber. Keine der Bestien lebte noch.

Mit zitternden Händen griff ich nach meinem Degen, schob ihn in seine Hülle zurück und richtete mich vollends auf.

Eine starke Hand griff nach meinem Arm und stützte mich, und als ich aufsah, blickte ich in ein ernstes, aber nicht unfreundliches Gesicht. Ein sonderbares Flackern stand im Blick des Templers, der Ausdruck einer Furcht, die nicht mir galt, nicht einmal den Ungeheuern, die diese Männer gerade erschlagen hatten.

Ich bedankte mich mit einem wortlosen Kopfnicken, wandte mich um und trat auf den Anführer der kleinen Templerarmee zu. Ich erkannte ihn sofort, denn er war der mit Abstand Älteste, und das flammendrote Kreuz auf seinem Gewand war das einzige, dessen Schenkel nicht gleich waren. Der Mann sah mich nicht an, sondern hatte sich – selbst in dieser Situation ganz Gentleman – zuerst um Shadow gekümmert, die zu Boden gefallen war, bis auf eine leichte Benommenheit aber unverletzt schien.

Zwei Schritte hinter dem Mann blieb ich stehen, räusperte mich übertrieben und wartete darauf, daß er sich herumdrehte. Er tat mir den Gefallen.

So ruhig wie ich konnte deutete ich eine Verbeugung an, lächelte knapp und machte die komplizierte Geste mit der rechten Hand zum Herzen und zur Stirn, mit der sich die Mitglieder des Templerordens untereinander begrüßten.

»Guten Tag, mein Herr«, sagte ich steif. »Ich weiß zwar nicht, wer Sie sind, und wie Ihre Leute hierherkommen, aber Sie haben uns das Leben gerettet. Ich möchte Ihnen dafür danken, Herr…?«

»De Maizieres«, antwortete der Templer mit sonderbar flacher, beinahe tonloser Stimme. Seine Augen waren weit. Ein Ausdruck von Entsetzen stand darin, der auch mich schaudern ließ. Was mochten diese Männer erlebt haben auf dem Weg hierher, wenn schon wir – mit der Macht einer El-o-hym auf unserer Seite! – um ein Haar dem Wahnsinn verfallen wären? »Reynaud de Maizieres«, sagte er noch einmal.

»Monsieur de Maizieres«, wiederholte ich. »Ich danke Ihnen noch

einmal von ganzem Herzen. Mein Name ist –

»Craven«, sagte Reynaud de Maizieres tonlos. »Robert Craven.«

Diesmal war ich es, der ihn anstarrte. Shadow warf mir einen erschrockenen Blick zu, aber ich ignorierte ihn. »Das… ist richtig«, sagte ich verblüfft. »Sind wir uns schon einmal begegnet, Monsieur?«

»Craven«, flüsterte de Maizieres. Seine Stimme bebte. Und dann, ganz plötzlich, schlug das Entsetzen in seinem Blick in Haß um. Die Hände des Templers begannen zu zittern; so stark, daß er für einen Moment Mühe hatte, das Schwert zu halten.

»Craven«, keuchte er. »Robert Craven. Sie! Ich… ich habe Sie gerettet!«

»Verzeihen Sie meine Unwissenheit, Monsieur de Maizieres«, sagte ich verwirrt. »Aber ich wüßte nicht, woher – Sitting Bull versetzte mir einen Stoß in die Seite, der mich zum wiederholten Male auf den harten Granit stürzen ließ. Hätte er es nicht getan, wäre ich tot gewesen.

Denn Reynaud de Maizieres' Schwert sirrte geradewegs dort durch die Luft, wo sich eine halbe Sekunde zuvor noch meine Kehle befunden hatte!

Mit einer verzweifelten Bewegung sprang ich wieder auf die Füße, tauchte unter einem zweiten Schwerthieb des Tempelritters hindurch und brachte mich mit einem Zwei-Yards-Hüpfer in Sicherheit.

»Sind Sie wahnsinnig geworden?« brüllte ich. »Was ist in Sie gefahren, de Maizieres? Wir sind Ihre Verbündeten!« De Maizieres' Antwort bestand in einem kreischenden Schrei und einem weiteren beidhändig geführten Schwerthieb. Abermals sprang ich zurück, aber nur gerade so weit, daß die Klinge meinen Leib um Haaresbreite verfehlte, federte in der gleichen Bewegung wieder vor und trat Reynaud de Maizieres gegen das Bein. Der Tempelritter keuchte, fiel auf ein Knie herab und holte zu einem erneuten Schwerthieb aus. Ich packte sein Handgelenk, verdrehte es und gab ihm einen Stoß, als er sein Schwert fallen ließ. Hastig trat ich die Waffe fort, packte ihn am Kragen und zerrte ihn auf die Füße.

Aber Reynaud de Maizieres reagierte weitaus kraftvoller und schneller, als ich angesichts seiner grauen Haare und seines gealterten Gesichtes vermutet hatte. Statt sich gegen meinen Griff zu stemmen, sprang er in die Höhe, brachte mich damit aus dem Gleichgewicht und

knallte mir kurz hintereinander beide Ellbogen in den Leib. Keuchend ließ ich ihn los, taumelte einen Schritt zurück und rang mühsam nach Atem.

Als ich wieder halbwegs klar sehen konnte, hatte er sein Schwert wieder erhoben und kam mit kleinen, tänzelnden Schritten auf mich zu. Seine Augen flammten vor Haß.

»De Maizieres!« keuchte ich. »Kommen Sie zu sich, Mann! Was soll das heißen? Wir sind Ihre Verbündeten!«

Reynaud de Maizieres lachte schrill, blieb stehen und wechselte das Schwert ein paarmal von der rechten in die linke Hand; so rasch, daß mir auf sehr drastische Weise zu Bewußtsein kam, wie gut der französische Tempelherr mit dieser Waffe umzugehen verstand. Ich hatte ihn überrumpelt, das war alles. Wenn er das nächstemal angriff, würde er mich töten, ehe ich ihm auch nur nahe kam!

Aber auch seine Männer schienen durch den plötzlichen Angriff des Templers überrascht. Jedenfalls machte keiner von ihnen auch nur Anstalten, ihrem Anführer zu Hilfe zu eilen.

Vielleicht hielten sie es auch nicht für nötig.

»Bruder Reynaud!« rief Shadow mit harter, befehlender Stimme. »Was bedeutet das?«

Reynaud fauchte wie eine gereizte Katze, trat einen weiteren Schritt auf mich zu – wodurch er mich fast bis an den Rand der Granitplattform gedrängt hatte – und machte mit der freien Hand eine befehlende Geste zu seinen Kriegern. »Die anderen beiden!« sagte er scharf. »Packt sie. Sie sind unsere Gefangenen!« Einer der Männer trat mit erhobenem Schwert auf Shadow zu, führte die Bewegung aber nicht zu Ende, als ihn ein eisiger Blick aus den Augen der El-o-hym traf. Die anderen rührten sich gar nicht, sondern blickten offenbar ratlos von ihrem Herrn zu mir und wieder zurück.

»Worauf wartet ihr?« keuchte Reynaud de Maizieres. »Dies ist Robert Craven! Der Mann, der mich und Bruder Jean in den Katakomben angegriffen hat!«

Hätte er behauptet, ich wäre der Antichrist persönlich, wäre die Wirkung kaum anders gewesen. Binnen einer Sekunde fuhren die vier Templer herum, packten Sitting Bull und Shadow und hatten sie überrumpelt, ehe die beiden auch nur recht begriffen, wie ihnen geschah.

»Was reden Sie da?« stammelte ich. »Ich… ich habe niemanden angegriffen, de Maizieres, und Sie schon gar nicht. Jean Balestrano und ich sind Freunde!«

Statt einer Antwort sprang Reynaud de Maizieres vor, stach mit dem Schwert nach meinem Gesicht und trat nach mir, als ich der Klinge auswich. Der Tritt war nicht sehr heftig, aber er brachte mich aus dem Gleichgewicht. Ich machte einen raschen Schritt zurück, spürte plötzlich keinen Widerstand mehr unter dem Fuß und warf mich im letzten Moment zur Seite. De Maizieres' Schwert kam in einem blitzenden Bogen herunter. Ich rollte mich herum, federte mit einer fast verzweifelten Kraftanstrengung auf Hände und Knie hoch und kroch hastig ein Stück auf die Brücke hinaus, ehe ich es wagte, mich aufzurichten und herumzudrehen.

Es war ein Versuch von äußerst kurzer Dauer, denn ich hatte die Bewegung kaum halb vollendet, da war der Tempelherr auch schon hinter mir, täuschte einen Schwerthieb mit der Linken an und knallte mir die geballte Rechte vor die Schläfe, als ich auf die Finte hereinfiel und seinem vermeintlichen Stich auszuweichen versuchte.

Diesmal schwanden mir die Sinne. Ich fiel, prallte halb besinnungslos auf den Boden und klammerte mich instinktiv irgendwo fest.

Als sich mein Blick wieder klärte, schwebte die Spitze von Reynaud de Maizieres' Schwert einen Fingerbreit vor meinen Augen. Das Gesicht des Templers war verzerrt vor Wut.

»Bruder Reynaud!« keuchte ich verzweifelt. »Was tun Sie? Ich… ich habe Sie in meinem ganzen Leben noch nicht einmal gesehen, zum Teufel noch mal!«

Reynaud de Maizieres lachte, aber es war ein Laut, der mir einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ. »Ja!« höhnte er. »Ruf ihn ruhig an, deinen Herrn! Aber es wird dir nichts nutzen. Du wirst bezahlen für den ungeheuerlichen Frevel, den du begangen hast.« Er trat einen halben Schritt zurück und winkte mir mit der freien Hand, aufzustehen.

Vorsichtig gehorchte ich. Reynauds Schwertspitze folgte meiner Bewegung wie eine stählerne Schlange. Die Klinge zitterte. Ich konnte direkt sehen, wieviel Überwindung es Reynaud de Maizieres kostete, mir die Waffe nicht kurzerhand zwischen die Rippen zu rammen.

»Du hast es nicht verdient, Craven«, sagte er kalt. »Aber ich gebe dir die Chance, wie ein Mann zu sterben. Zieh deine Waffe und kämpfe!«

Er deutete mit einer Kopfbewegung auf meinen Stockdegen, der noch immer auf dem Boden der Steinbrücke lag. Woher zum Teufel wußte dieser Mann, daß sich in dem harmlos aussehenden Spazierstock eine Waffe verbarg?

»Nein«, sagte ich ruhig. »Das wäre nicht sehr fair. Und ich habe keinen Grund, mit Ihnen zu kämpfen. Lassen Sie uns reden. Ich bin sicher, es wird sich eine Erklärung finden.«

Gleichzeitig versuchte ich, seinen Geist mit sanften, suggestiven Impulsen zu überschwemmen.

Aber es ging nicht. Entweder blockierte die Nähe der Drachenburg meine magischen Fähigkeiten, oder Reynaud de Maizieres war so verrannt in seine Wut, daß er meinen hypnotischen Angriff gar nicht bemerkte.

»Du willst nicht kämpfen?« Ich schüttelte abermals den Kopf. Reynaud nickte. »Dann spring«, sagte er mit einer Geste in den Abgrund.

Zumindest mein Herz schien ihm zu gehorchen, denn es hüpfte mit einem Satz bis in meine Kehle hinauf und hämmerte dort rasend schnell weiter. »Was... was meinen Sie?« keuchte ich.

Reynaud de Maizieres lachte böse. »Kämpfe oder stirb wie ein Feigling«, sagte er. »Entscheide dich. Du hast die Wahl.« Gleichzeitig bewegte sich seine Schwertspitze ein Stück weiter in die Höhe und berührte nun fast mein Kinn.

»Das verbiete ich, Bruder Reynaud«, sagte eine Stimme hinter dem Templer. Und irgend etwas war darin, etwas so Zwingendes, Befehlendes, daß der Tempelritter tatsächlich seine Klinge sinken ließ und einen halben Schritt zurücktrat. Sein Blick erlosch. Doch nur für eine Sekunde. Aber so kurz diese Zeit auch war, sie reichte. Mit allem Mut, der mir verblieben war, duckte ich mich unter seiner nur mehr halb erhobenen Klinge hindurch, trat mit einem raschen Schritt an ihm vorbei und sprang wieder auf die Pfeilerplattform hinauf.

Sitting Bull, Shadow und die Templer waren nicht mehr allein. Fast ein Dutzend sehr groß gewachsener, in die Farbe der Nacht gekleideter Männer war rings um sie buchstäblich aus dem Nichts aufgetaucht. Drachenkrieger! Angeführt wurden sie von einem Mann, der auf die gleiche Art gekleidet, aber ein wenig größer und muskulöser war als die anderen. Und irgend etwas Unsichtbares umgab ihn. Es war wie eine Aura der Macht, so intensiv, daß sie beinahe greifbar erschien. Selbst ich hatte die zwingende Kraft seines

Befehls gespürt, obgleich er mir gar nicht gegolten hatte.

Erst als ich die Sicherheit der Plattform wieder erreicht hatte und stehengeblieben war, erwachte Reynaud de Maizieres wieder aus seiner Starre. »Was bedeutet das?« keuchte er. »Dieser Mann –

»Steht unter dem Schutze Necrons, meines Herren«, unterbrach ihn der Drachenkrieger. »Ebenso wie seine Begleiter.« Er wandte sich mit einer befehlenden Geste an die vier Tempelritter, die Shadow und Sitting Bull noch immer gepackt hielten. »Laßt sie los.«

»Das werdet ihr nicht tun!« schrie Reynaud de Maizieres. »Ich verbiete es.«

Der Drachenkrieger wandte mit einer fast gelangweilten Bewegung den Kopf, sah Reynaud de Maizieres für die Dauer eines Herzschlages an und zuckte mit den Schultern. »Wie Ihr wollt, Bruder Reynaud«, sagte er. »Tötet sie.« Der Befehl galt den Drachenkriegern. Die vier Tempelritter hatten nicht einmal die Spur einer Chance. In den Händen der schwarzgekleideten Killer blitzten Messer auf, und schon in der nächsten Sekunde brachen die Templer lautlos zusammen.

»Verrat!« keuchte Reynaud de Maizieres. »Das ist... das ist Verrat!«

Der Anführer der Drachenkrieger lachte leise; ein unangenehmer, angstmachender Ton. »Ganz wie du meinst, Bruder Reynaud«, sagte er höhnisch. »Ganz wie du meinst. Ich gab dir einen Befehl, du hast nicht gehorcht!«

»Du hast mir nichts zu befehlen, du verdammter Mörder!« keuchte Reynaud. Er hob sein Schwert, blieb aber mitten im Schritt stehen, als der Drachenkrieger eine kaum wahrnehmbare Bewegung mit der Rechten machte.

»Hier gelten nur die Befehle Necrons«, sagte der Drachenkrieger schneidend. »Wer sich ihnen widersetzt, stirbt. Wie ist es mit dir, Bruder Reynaud? Willst du gehorchen oder sterben?«

»Zieh deine Waffe!« keuchte Reynaud. »Du wirst für diesen Verrat bezahlen. Kämpfe mit mir!«

»Kämpfen?« Der Drachenkrieger schien einen Moment zu überlegen. Dann schüttelte er den Kopf. »Wie überflüssig. Ach, ehe ich es vergesse«, fügte er in fast beiläufigem Ton hinzu, »die Brücke, auf der du zu stehen glaubst, gibt es gar nicht, weißt du?«

Reynaud de Maizieres keuchte vor Schrecken, blickte instinktiv nach unten – und fiel wie ein Stein in die Tiefe!

Er kam nicht einmal mehr dazu, einen erschrockenen Laut auszustoßen. Der scheinbar so massive Fels verschwand von einem Sekundenbruchteil auf den anderen.

Der Drachenkrieger wandte sich um. Der Blick seiner Augen war vollkommen ausdruckslos, als er zuerst mich, dann Sitting Bull und Shadow und dann wieder mich anstarrte.

»Und nun zu dir, Robert Craven«, sagte er kalt. »Mein Herr Necron erwartet dich. Folge mir.«

Schweigend nahm das Dutzend schwarzgekleideter Mörder Sitting Bull, Shadow und mich in die Mitte und geleitete uns das letzte Stück Weg zur Drachenburg hinauf. Hinter uns blieben vier tote Tempelritter zurück und eine Brücke, die es in Wirklichkeit gar nicht gab.

Vielleicht auch alle Hoffnungen, die ich jemals gehabt hatte.

Und trotzdem war für nichts von alledem in meinen Gedanken Platz, während ich dicht neben Shadow hinter dem schweigenden Drachenkrieger herging. Selbst an den Kampf mit Reynaud de Maizieres erinnerte ich mich in diesem Moment kaum. Jetzt als alles vorbei schien, dachte ich noch einmal an den Augenblick zurück, in dem Shadow mich aus dem Reich des Wahnsinns heraus- und in die Wirklichkeit zurückgerissen hatte. Für einen Moment hatte sie den Schrecken erlebt, den ich sah, und ich den, den sie erlebte.

Und ich vermochte das Bild nicht aus meinem Kopf zu vertreiben, ganz egal, wie sehr ich mich auch bemühte.

Was hatte Shadow gesagt – jeder, der in den Bereich des Wahnsinnsschirmes gerät, sieht etwas anderes. Jeder den schlimmsten Schrecken, den sein eigenes Unterbewußtsein für ihn bereithielt.

Jedem seine kleine, private Hölle. Den absoluten Schrecken. Ich hatte einen Blick in die private Hölle der El-o-hym getan, und was ich gesehen hatte, war…

Keine Monster. Keine Spinnen wie bei mir, keine geifernden Alptraumwölfe, wie sie Sitting Bull gesehen haben mochte. Keine tentakligen Schleimmonster, nichts von dem Schrecken der GROSSEN ALTEN oder Hasturs Dämonendienern, sondern ein Gesicht.

Ein menschliches Gesicht.

Das Gesicht Priscyllas.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Ich hatte fast vergessen, wie *böse* Necron wirklich war. Nicht etwa nur gemein, heimtückisch oder mordlustig, sondern *böse;* die Verkörperung eines Begriffes, der Grauen und Tod und ewige Verdammnis bedeutete.

Und ich war ihm ausgeliefert.

Schon einmal hatte ich Necron getötet, doch er war aus dem Jenseits zurückgekehrt, mächtiger als je zuvor. Und er hielt einen Trumpf in Händen, den er gnadenlos gegen mich ausspielen konnte: Priscylla.

Wenn ich auch nicht wußte, ob Necron wirklich *unsterblich* war, so ahnte ich doch eines ganz genau: Aus seiner finsteren Festung, der Drachenburg, würden wir nicht lebend wieder herauskommen...

Necron – Legende des Bösen